

# Digitaliseret af | Digitised by



**DET KGL.  
BIBLIOTEK**

Royal Danish Library

Forfatter(e)   Author(s):	Vogler, C. H.; mit dem Porträt und 3 Tafeln Abbildungen von Werken Spenglers.
Titel   Title:	<u>Der Künstler und Naturforscher Lorenz Spengler aus Schaffhausen : Schaffhauser Neujahrsblätter 1898 und 1899</u>
Udgivet år og sted   Publication time and place:	Schaffhausen : Verlag des historisch- antiquarischen Vereins und des Kunstvereins, 1899
Fysiske størrelse   Physical extent:	58 s., [4] tav. :

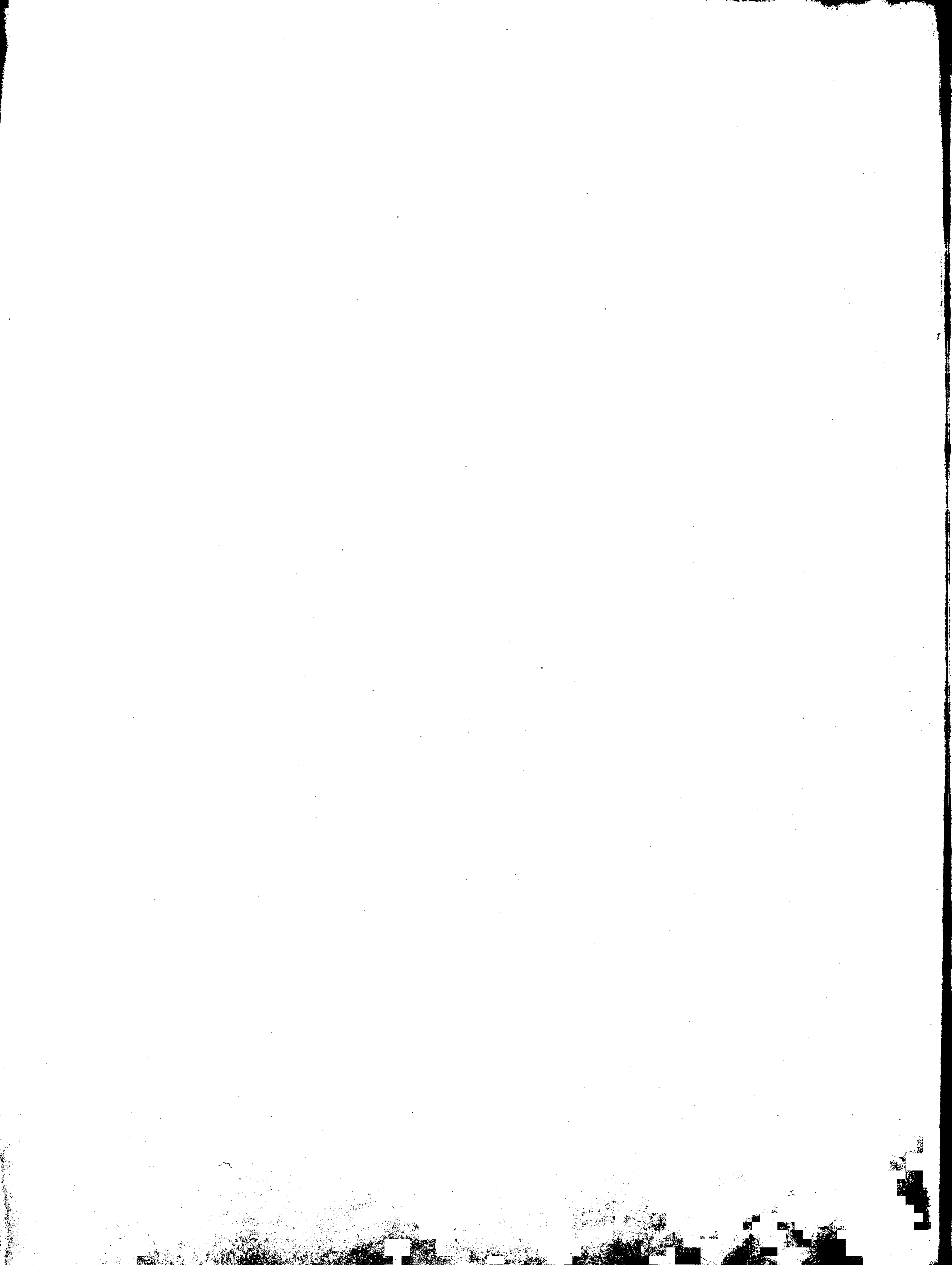
## DK

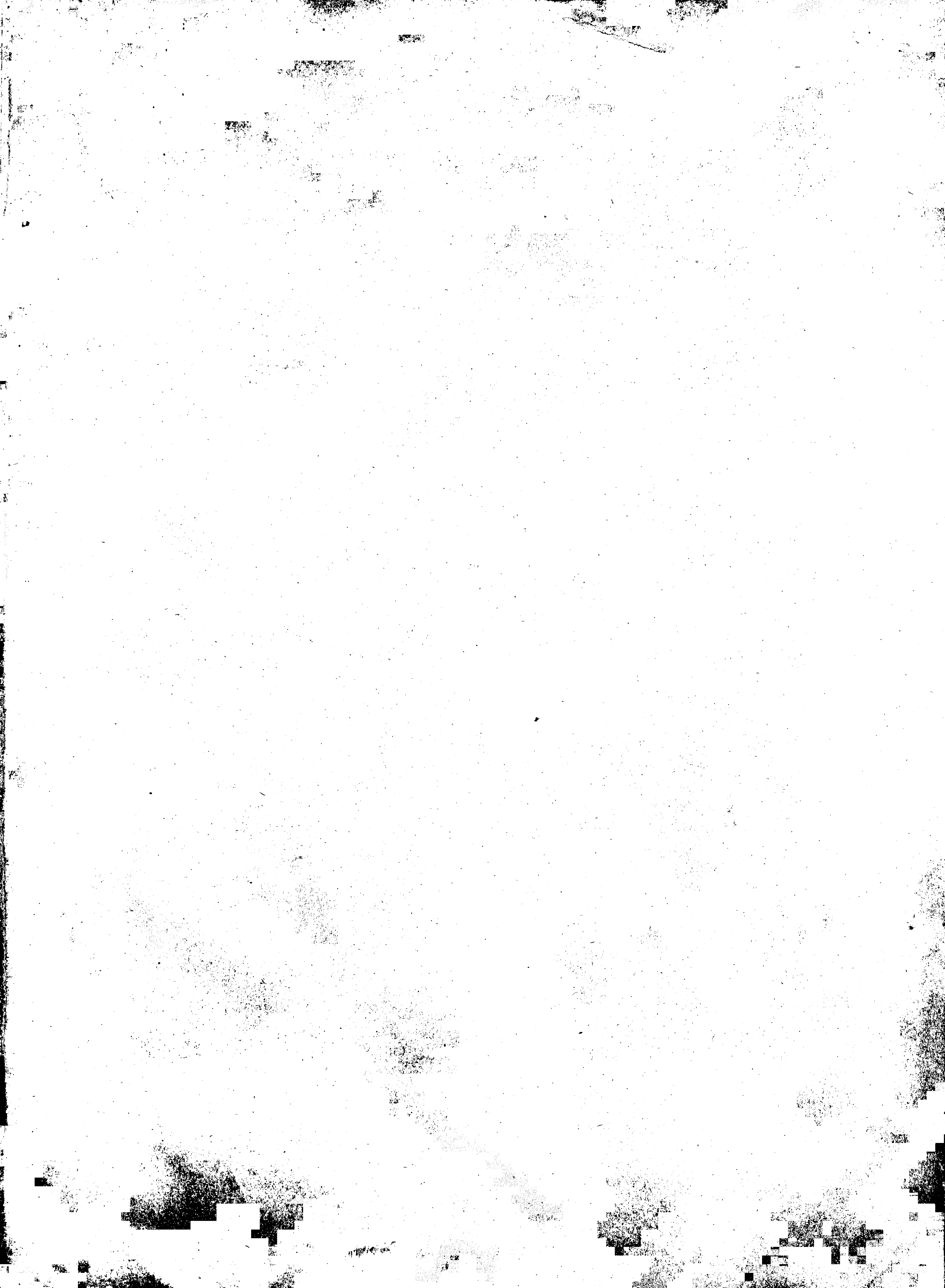
Værket kan være ophavsretligt beskyttet, og så må du kun bruge PDF-filen til personlig brug. Hvis ophavsmanden er død for mere end 70 år siden, er værket fri af ophavsret (public domain), og så kan du bruge værket frit. Hvis der er flere ophavsmænd, gælder den længstlevendes dødsår. Husk altid at kreditere ophavsmanden.

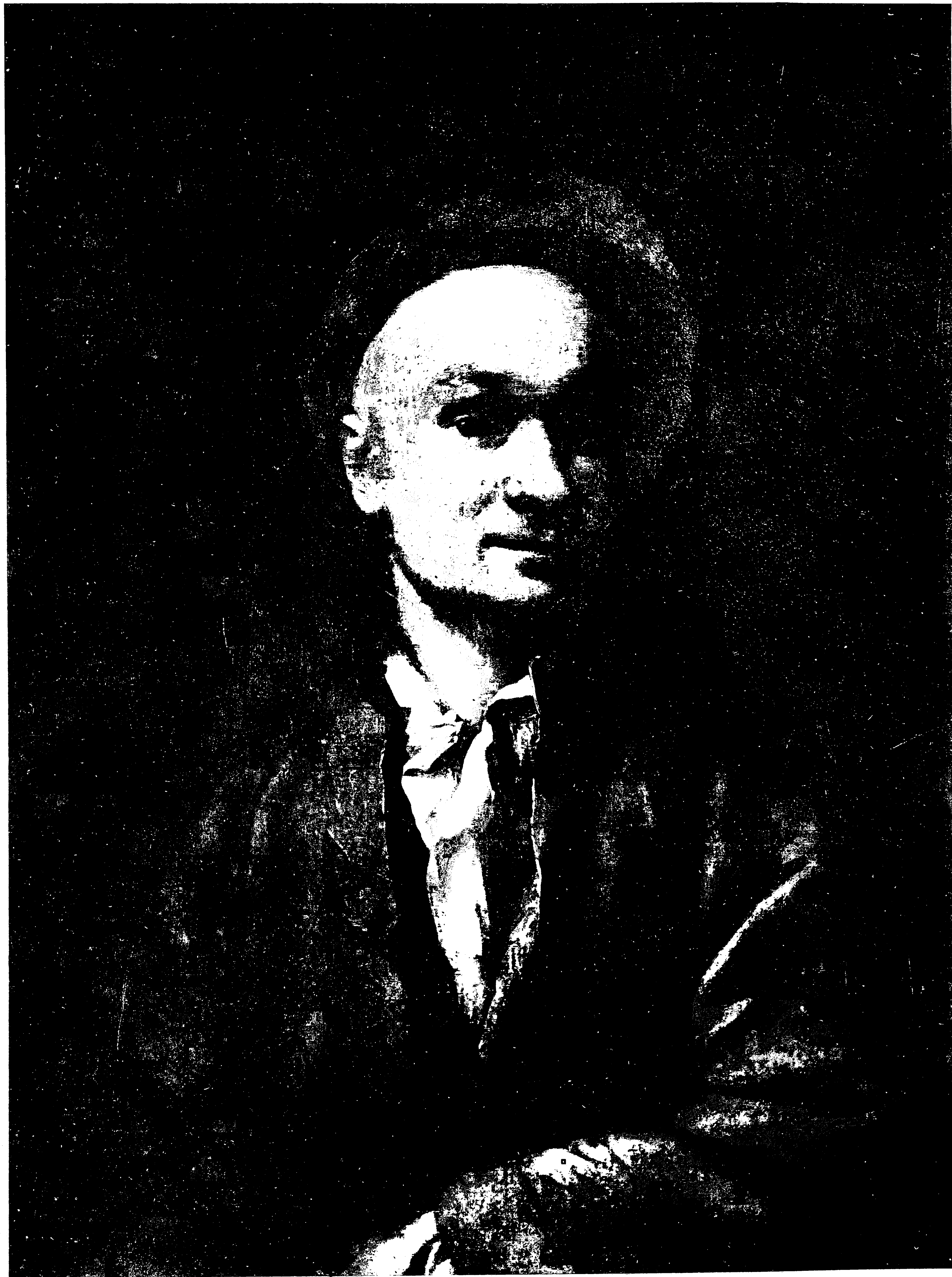
## UK

The work may be copyrighted in which case the PDF file may only be used for personal use. If the author died more than 70 years ago, the work becomes public domain and can then be freely used. If there are several authors, the year of death of the longest living person applies. Always remember to credit the author









Der Künstler und Naturforscher  
**LORENZ SPENGLER**  
aus Schaffhausen

von

Dr. C. H. Vogler

---

**Schaffhauser Neujahrsblätter**  
**1898 und 1899**

---

Mit dem Porträt und 3 Tafeln Abbildungen von Werken Spenglers

---

**Schaffhausen**

Verlag des historisch-antiquarischen Vereins und des Kunstvereins

1899

— — — — —  
— — — — —  
BUCHDRUCKEREI VON JOH. BACHMANN IN SCHAFFHAUSEN  
— — — — —  
— — — — —



## 1. Der Lebenslauf.

Vir præclarissimus variaque doctrina ornatus, quo cive Scaphusia gloriatur.

Wir sind in Schaffhausen aus früheren Jahrhunderten durchaus nicht arm an Männern, die in Kunst und Kunsthandwerk sich ausgezeichnet haben und der Vaterstadt zu hoher Ehre gereichen. Aber wie wenig wissen wir im allgemeinen von ihnen! Die jüngere Generation kennt sicher die meisten dieser hervorragenden Schaffhauser kaum dem Namen nach, während der älteren wohl noch zum Teil die kleinen, bescheidenen Denkmäler gegenwärtig sind, die ihnen der liebenswürdige Schalch in seinen « Erinnerungen » gesetzt hat. Das ist freilich wenig genug und leider auch in manchen Fällen so ziemlich alles, was heutzutage noch zu erfahren ist. Verhältnismässig günstig liegen die Dinge bei dem Manne, von dem das gegenwärtige Neujahrsblatt handelt. Als ein vielseitig thätiger Mann hat Spengler die Aufmerksamkeit vieler auf sich gelenkt und deshalb in der zeitgenössischen Literatur nicht so selten Berücksichtigung gefunden. Er ist ferner selbst als Schriftsteller aufgetreten und hat uns damit manche zuverlässige Auskunft über sein Wissen und Können hinterlassen. Endlich hat sich auch eine Anzahl seiner Briefe erhalten, die wenigstens eine grosse Lücke der Lebensgeschichte in willkommener Weise ausfüllen. Ja, wir besitzen sogar eine fertige Lebensgeschichte Lorenz Spenglers, die freilich des Thatsächlichen sehr wenig neues bringt, sich auch von vornherein als eine Lobrede, wenn auch als eine geschichtliche, ausgiebt: « Historisk Lovtale over Lorenz Spengler; efter Hr. Pastor F. L. Mourier's franske Manuskript, ved P. Poulsen, Bogtrykker », in: « Iris og Hebe », Februar 1808, S. 148—192, Kiöbenhavn. Der Verfasser, Fernand Louis Mourier aus Genf, war damals erster Prediger an der französisch-reformierten Gemeinde zu Kopenhagen und Tochtermann unsers Spengler. Trotz diesem günstigen Umstande sind durchaus nicht alle Angaben richtig, manches eben offenbar der nicht mehr ganz zuverlässigen Erinnerung des gealterten Mannes nachgeschrieben, einzelnes sogar nicht einmal originell, sondern offenbar J. C. Füesslins Künstlergeschichte entnommen. Über eine Hauptsache, die Frage, wie Lorenz Spengler den weiten Weg vom Kunstdrechsler zum Künstler zurückgelegt habe, giebt uns Mourier so wenig Auskunft wie die andern Quellen.

Lorenz Spengler war der jüngste Sohn des Joh. Konrad Spengler, eines Maurers, der sich durch besondere Tüchtigkeit hervorthat und so zum Stadtbaumeister emporschwang, auch Mitglied des Rates wurde.<sup>1)</sup> Sein Tauftag (nicht der

---

<sup>1)</sup> Joh. Konrad Spengler 1676—1748. Seine Frau Maria gehörte dem in Schaffhausen nunmehr ausgestorbenen Geschlechte Peter an. « Schaffhausen hatte diesem tüchtigen Manne manche Verschönerung zu verdanken, besonders den Bau der schönen Rheinbrücke », heisst es bei Mourier, wahrscheinlich nach Angaben von Lorenz Spengler selbst. — Dieser hatte noch vier Geschwister. Der älteste Bruder, Hans Konrad, 1710—1780, ward wie sein Vater « Stadtmaurer » und Mitglied des Rats. Der zweite, Johannes, 1711—1736, starb in Bern als Hafner (Faience-Maler nach Mourier). Über den dritten Bruder, geb. 1717, ist nichts bekannt; er scheint frühe gestorben zu sein. Die einzige Schwester, Barbara,

Geburtstag) ist der 22. September 1720. Die Mutter starb wenige Jahre nachher. Im übrigen wissen wir aus des Lorenz Jugendzeit gar wenig. Mourier sagt, dass die Eltern eine gesunde Seele in gesundem Körper auf ihn vererbt haben, und dass er zu seiner Zeit Schulunterricht erhielt. Es sind uns von damals, aus den Jahren 1731 und 1732, drei Probeschriften erhalten, in denen die zum Teil reich verzierten Initialen besonders wohl geraten sind und ein gutes Talent zum Zeichnen bekunden. Ungewöhnlich früh ward dann die Berufsfrage erledigt. Kaum 14 Jahre alt kam der junge Spengler, dessen Anlagen und Wünsche dahin zielten, in die Lehre zu Teuber in Regensburg, einem der ersten Kunstdrechsler des 18. Jahrhunderts. Nach fünfjähriger Lehrzeit, die er sehr gut anwandte, kehrte er 1739 nach Schaffhausen zurück und wanderte noch im gleichen Jahre nach Bern, um hier als Geselle zu arbeiten. Auf die Dauer scheint ihm aber Bern für die Entfaltung seiner Talente nicht der rechte Ort gewesen zu sein, wir vernehmen auch nichts von irgend welcher Förderung. Er strebte also weiter, und es begann im Frühjahr 1743 die Wanderzeit, die mit der Ankunft in Kopenhagen im Herbst des gleichen Jahres ihren frühen Abschluss fand. Wir sind über diesen Zeitabschnitt und noch etwas darüber hinaus verhältnismässig gut unterrichtet durch zehn an die Eltern gerichtete Briefe, die nun, wenn ihr Inhalt oft auch von untergeordnetem und zum Teil nur lokalem Interesse ist, hier recht ausgiebig verwertet werden sollen. Etwas von dem Wesen des Menschen verraten sie immerhin.<sup>1)</sup>

Der erste Brief, Bern den 31. Xbris 1740, ist ein Glückwunsch für die Eltern in Gestalt eines schwungvollen Gebetes. Der Sohn unterschreibt sich: Laur. Spengler Tourneur.

Im zweiten Brief, Bern den 4. Augstm. 1742, ist zuerst von einer Liste von Medaillen die Rede (wahrscheinlich für den Bruder bestimmt), dann von einem Schreibzeug, das Spengler für seinen Vater gedrechselt hat. Endlich spricht er von den herrlichen Ernteaussichten. «Es steht alles so schön in den Reben, sonderlich in Lagotten, dass mans nicht schöner wünschen könnte. Darneben ist es hier gar zu lustig und schön. Es werden unaufhörlich neue Spatziergänge und Promenaden angelegt, dass man sich darüber billig freuen muss. Ich gehe alle Sonntag um 4 Uhr morgens vor dass Thor in solche hinaus mit einem nützlichen Buch da mir dann die schöne Situation dess Ohrts, dass angenehme Grün der Bäumen, dass liebliche Gesang der Vögel, die

---

geb. 1707, verheiratete sich nach auswärts. — Aus der kinderreichen Familie des ältesten Bruders verheiratete sich die Tochter Helene, geb. 1747, mit einem Herrn Vogtrichter J. C. Fischer, die Tochter Salomea, geb. 1752, mit einem Herrn Bernhardin Habicht, daher die Verwandtschaft der Spengler mit den betreffenden Zweigen dieser Geschlechter, in deren letztem sich heute noch die meisten Spengler-Reliquien befinden. — In Kopenhagen (und somit wohl auch in Schaffhausen) nahm man zu unsers Spenglers Zeiten an, dass das in Deutschland, in den Niederlanden und in der Schweiz verbreitete Spengler-Geschlecht aus Schlesien stamme, und der Stammvater des Schaffhauser Zweiges sollte der Syndikus Lazarus Spengler in Nürnberg, ein Zeitgenosse und Freund Luthers, sein. — Gleichzeitig mit unserm L. Spengler lebten gegen das Ende der achtziger Jahre noch zwei andere Schaffhauser Spengler in Kopenhagen, die Brüder Lorenz und Heinrich. Ersterer schreibt 30. Juni 1789 an Schmid, den Gehülfen Trippels in Rom, dass er bei einem Meister Abildgaard drechseln lerne, auch englische Elektrisiermaschinen verfertige und auf Verordnung von Ärzten selbst elektrisiere. Sein Bruder Heinrich sei seit fünf Vierteljahren nun auch hier. Bald nachher betrieb Lorenz eine Spiegelfabrik.

<sup>1)</sup> Die zwei frühesten Briefe sind im Besitz des Herrn Habicht-Oechlin, woselbst sich auch die oben erwähnten Probeschriften befinden; die acht folgenden Briefe besitzt Herr Wilhelm Habicht. Aus letzterer Serie ist durch Rudolf Wolf bereits einiges zum Abdruck gebracht in der Vierteljahrsschrift der Zürcher Naturforsch. Gesellschaft. 1873.

reine und zarte Lufft, die Betrachtung von dem Aufstehen der Sonnen dass Gemüht dermassen bezaubert, dass es mich dunkt, es könne vormahls in dem Paradies unmöglich schöner gewesen sein.» Von Reiseplänen noch keine Rede.

In den zwei folgenden, undatierten, aber jedenfalls auch von Bern aus geschriebenen Briefen, bespricht nun Spengler seinen Reiseplan, dessen Endziel damals London war. Die Reise sollte von Basel aus zu Wasser unternommen werden. Ein Reisegefährte stand in Aussicht, ein Bildhauer Namens Weber aus Bern, der schon in London gewesen und nun wieder dahin zurückkehren wollte, weil ihm die Heimat keine Beschäftigung bot. Leider verschwand er plötzlich, da er, sonst ein so artiger und verständiger Mann, sich wegen einer schlimmen Geschichte verantworten sollte. Spengler empfand dieses Verschwinden des reisekundigen und sprachgewandten Gefährten als einen rechten Verlust und gab seinen gedrückten Gefühlen Ausdruck in einem Gedicht über die Vergänglichkeit.<sup>1)</sup> Er scheint solche Gelegenheits-Dichterei schon damals recht schwunghaft betrieben zu haben. Wir hören von einem Gedicht, das er zu Ehren einer Pfarrwahl verfasste und drucken liess, in der ausgesprochenen Absicht, es besser zu machen als ein junger Theologe in einem ähnlichen Falle; und bei seiner Abreise aus der Schweiz übersendet er dem Bruder ein Paket mit Abschriften von «schönen Stellen der vornehmsten Poëten, die meritiren öfters gelesen zu werden», daneben noch anderes «von meiner Schmiererey, die ich desswegen aufgehoben habe, zu sehen, ob ich mich darin bessern thue.» Der verloren geglaubte Reisegefährte tauchte indes in Strassburg bald wieder auf und trieb zur Abreise. Inzwischen aber hatte sich die Lage etwas geändert; Truppenbewegungen am Niederrhein (im sog. österreichischen Erbfolgekrieg) gefährdeten die Wasserstrasse, und die sorgfältig und ängstlich überlegenden Freunde in Bern rieten, die Rheinreise ganz aufzugeben und den möglichst direkten Weg über Paris nach Calais zu wählen. Aber bald scheint wieder ein anderer Wind geweht zu haben; denn auf einmal ist Spengler in Basel, in der Absicht, hier ein Schiff zu besteigen.

Fünfter Brief, wieder ohne Datum und Ort. «Letsten Sonntag sind wir, nemlich der Hr. Beck Bildhauer und ich under einem grossen Gefolg von Bern weggegangen; weillen uns auf die 16 Persohnen begleiteten, so mussten wir bei der sogenannten Papir-Mühly, welche eine Stunde von Bern ist, übernacht bleiben. Es sind allerseits viell 100 Thränen vergossen worden, und mir war es unmöglich, ein Ohrt und solche

1) Ach wie vergänglich ist der Menschen Thun und Wesen,  
 Was heut geschlossen wird, ist morgen schon verrückt.  
 Das Blat wird schon gewendt eh man es noch gelesen,  
 Oft wird der beste Raht in der Gebuhrt erstikt.  
 Wer heut ein Freunde findt verliehret ihn schon morgen  
 Das Schicksal reisst ihn weg eh man ihn recht gekent;  
 Was hilfft es dass man dan mit viller Müh und Sorgen  
 Nach aller Menschen Gunst und ihrer Hülffe rent.  
 Der Tod ists nicht allein der unss die Freunde raubet,  
 Nicht Krieg, nicht Pestilentz sind immer Schuld daran,  
 Die Venus meistentheils; was Wunder wen man glaubet  
 Dass wer derselben dient gar selten Treü seyn kan.  
 Glückselig ist nur Der, der seine Hoffnung gründet,  
 Auf Gott den wahren Freund. Und traует seiner Hand,  
 Die helfen kan und will, wen Menschen-Hülffe schwindet,  
 Und endlich glücklich führt ins rechte Engelland.

Freunde ohne Thränen zu verlassen, allwo und bei denen ich so unzählich viel gutes und 1000 nützliche Ergetzlichkeiten genossen habe. Mein Tage kan es mir nicht wöhler werden. Meine Freude ist sinnreiche Bücher zu lesen, da hate ich die erwünschte Gelegenheit darzu, solche zu bekommen, und sie zu lesen. Meine Ergetzlichkeit bestunhte darinnen, wann ich mich im Sommer under einem dickbelaubten Baum und auf geschwellenem Grass mit meiner Verse-macherey oder wo dieses nicht von statten gehen wollte, mit einem klugen Buch ermunteren konte. Und wo ist ein Orht, dass mit solchen zierlichen Promenaden und schönen Alleen versehen ist als wie Bern. Ich will nichts reden von der guten Kost, noch von der grossen Liberté, noch von denen guten Leuthen die ich darinnen gehabt habe. Ich will aufhören zu erzehlen was mir in Bern gutes widerfahren, es möchten sonst diese Erinnerungen das Heimweh darnach verursachen. Nachdem wir, wie schon gemeldet, auf der Papir-Mühly übernacht geblieben, so machten wir uns den andern Tag auf die Reise, und kamen nach ausgestandener grosser Hitze, den Dienstag darauf gesund und frisch auf Basel.» Das Schiff war aber schon weg, was wenigstens das Gute hatte, dass Spengler noch die Empfehlungsschreiben an die in London lebenden Schaffhauser Schalch und Schnetzler in Empfang nehmen konnte. Eine ganze Woche mussten nun freilich die Reisenden auf das nächste Schiff warten. An seinen Bruder sandte Spengler dann durch den Schiffmeister Trippel und einen gewissen «Amelemehler» ein Felleisen und Pakete mit den schon erwähnten Poësieen, mit Büchern, darunter ein solches über die Drehkunst; aber auch Kunstsachen, Modelle u. drgl., 24jähriges Holz von Thierlibäumen (Cornelkirschen) zum Contrefey-Drehen, Saiten für die Drehbank u. s. w., alles zum Aufbewahren bis er wiederkehre. Ausserdem dem Bruder zu Eigentum eine Schachtel mit Gipsabgüssen von Medaillen, die er für ihn von Herrn Mörikofer in Bern (dem Medailleur Joh. Melchior Mörikofer?) erworben hatte.

Sechster Brief, Frankfurt 2. Brachmonat 1743. Endlich am 18. Mai konnte die Reise beginnen, die durch unfreiwillige und freiwillige Verzögerungen bis zum 21. Juni dauerte. Schon in Strassburg gab es einen mehrtägigen Aufenthalt, so dass die Merkwürdigkeiten der Stadt bequem besichtigt werden konnten. In Neuenburg musste Holz für die französische Armee eingeladen werden, und in Speier sperrte die von den Franzosen geschlagene, von 300 Mann des Schweizerregiments bewachte Schiffsbrücke den Weg. In Worms lag die ganze französische Generalität samt allen königlichen Prinzen, und war ein unglaubliches Gewimmel von Fuhren mit Munition und Proviant. Hier sollte auch das Holz wieder ausgeladen werden; daher Gelegenheit, das französische Lager sich anzusehen. «Dieses Lager bestunhte in 12 Battalions und war gewiss schön zu sehen, sie Exercierten den ganzen Tag, und warr zu verwundern, dass uns kein Mensch angeredt oder schähl angesehen hatte. Und also brachten wir den gantzen Tag im Lager zu. Hier war die zweyte Schiffbrücke welche die Franzosen geschlagen haben; auf der linken Seiten des Reihns stuhnt auch ein Lager aber nur von 5 Regimentern, und gleich wie das andere, theils Cavalerie, theils Infanterie auch ein Regiment Husaren, die aber mit denen österreichischen nicht in Vergleichung können gesetzt werden. Donnerstag als den 30. Mey fuhren wir durch die Schiffbrücke und kamen selben Abend ohne nicht geringen Anstoss wegen dennen Franzosen, glücklich auf Mayntz. Alle Viertel Stund von dem Lager an bis auf Oppenheim waren Wachten am Reihn, da wir den Pass allemahl zeigen mussten, und ich bin versichert dass einer zu

Land ohnmöglich wäre durchgekommen, den die Franzosen sind entsetzlich scharff. Weil wir nun das ganze französische Lager gesehen hatten, so wollten wir auch gerne das Englische und Hanoveranische sehen, desswegen entschlossen wir uns, von Mayntz mit dem Markt-Schiff hieher zu fahren, da wir dann beide Lager sehen konnten. Zwei Stunden davon fieng das Englische Lager an, und liegt auch hart am Mayn. In Höchst, ein kleines Stättlein nach Mayntz gehörig, assen wir zu mittag, weill das Marktschiff allezeit daselbst 2 Stund stehen bleibt. Zwei Stunden von Höchst ist Frankfort, und da kamen wir um 6 Uhr an. Von hier bis Hanau erstreckt sich das Hanoveranische Lager von 9 Regimenten Infanterie und 5 Reg. Cavallerie. Solches zu sehen sind wir gestern morgens um 4 Uhr von hier weg und ins Lager gegangen, die Offiziers und Soldaten waren über allemassen höflich, es ward uns alles gezeigt, was zu sehen war, sie wurden desselben Morgens Exerzirt und nachmittag wurde ihnen neue Montur gegeben. Es ist nicht genug zu beschreiben was das vor schöne und wohl Exerzirte Leuthe sind, ich habe gedacht, dass französische Lager sei unverbesserlich, aber es ist mit dem Englischen und Hanoverischen gar nicht zu vergleichen. Die Engländer haben lauter Englische Pferdt, und die Hanoverischen sind eben so schön. Bei Höchst haben die Engländer eine Schiffbrücke über den Mayn geschlagen just da wir daselbst waren, und eine Stunde besser hinauf gegen Frankfurt schlagen sie albereit auch noch eine, diese ist von Kupfer.» Auch das Schloss Philippsburg wurde besucht, in dem der Kaiser und die Könige von England, Preussen und Polen erwartet wurden, um Frieden « auszumachen ». Spengler weiss auch zu erzählen von der unfreundlichen Stimmung zwischen den kaiserlichen und den pragmatischen Truppen, von der Erbitterung der Engländer über die Franzosen, an deren Geld sogar sie ihre Wut auslassen; von den feigen Franzosen, die sich vor den Engländern « wie der Blitz » zurückziehen, wenn sie von ihrer Nähe nur hören, u. s. w. Der sanfte Spengler war ein rechter Schlachtenbummler geworden; er schätzt sich glücklich, dass er nicht über Paris gereist ist; zwar war die Reise hieher teuer und gefährlich, aber Hunderte machen weitere Reisen, ohne soviel erlebt zu haben wie er.

Siebenter Brief: London, 21. Heumonath 1743. « Bis hieher hat mir der Herr geholfen! Den Brief den ich von Frankfort den 2ten Brachmonath geschrieben habe, wird der Vatter ausser allem Zweifel empfangen haben. Ich habe meine Reise bis dahin beschrieben, will also fort fahren und melden wie es mir weiters bis hieher ergangen. Am Pfingst-Montag giengen wir wieder in das Marktschiff (des Herrn Fischers im rothen Fass sein Sohn war stets bey uns als wir in Frankfort waren). Dass Marktschiff aber wurde so voller Leuthe, die alle auf Höchst zu der Englischen Armee fahren wollten, dass sie noch zwei andere Schiffe darzu nehmen mussten, den es waren auf die 600 Persohnen. An eben diesem Tag giengen die Engländer bei Höchst früh morgens über den Mayn, und da wir auf Höchst kamen, waren sie auch schon wirklich drüber, die Schiffbrücken wurden uns auch gleich geöffnet. Die Oesterreicher aber blieben in ihrem Lager 2 Stund unter Höchst gegen Mayntz. Die Hanoverischen Völker ruckten zu gleicher Zeit, als die Engländer über den Mayn gingen, aus ihrem Lager bey Hanau, und bezogen denen Engländern ihr gehabtes Lager bei Höchst. Wir kamen also am Pfingstmontag abends um 7 Uhr auf Mayntz, und hatten das Glück, dass schon ein anders Schiff parat war nach Cölln zu fahren, wir hatten auch grosse Mühe unsere in Mayntz gelassenen Sachen so eylends zu Schiffe zu bringen. Wir fuhren also selben

Abend mit einer honetten Compagnie noch 6 Stund weit, und kamen nachts um 12 Uhr auf Bingen. Den andern Tag fuhren wir daselbst wieder weg und kamen um Mittag auf Reinfels. Ich glaube nicht, dass eine schönere und plaiserlichere Reise seyn kan als auf dem Reinstrom hinunter, insonderheit von Mayntz nach Cölln, da sieht man alle Viertelstund längst dem Ufer die schönsten Stättlein, Dörfer und auf hohen Felsen ruinirte Schlösser und gleichsam alte Festungen. Von Bingen weg, wachsen auf beyden Seiten des Reins die schönsten und kostbarsten Reben, woher der gute Reinwein komt; diese Weinberge sind gar artig angelegt, weillen die Berge auf beyden Seiten des Reins sehr gäh und hoch sind. Nach der Mittag Mahlzeit fuhren wir von Reinfels der berühmten Berg-Festung, weg und kamen auf Coblentz, von dar bis Neuwiet; hier hatten die Enggeländer eine Schiffbrücke über den Rhein, worüber alle Englische Truppen gangen sind, und da lag auch ein Regiment Infanterie zur Bedeckung der Schiffbrücken. Sie wolten uns also selben Abend die Brücke nicht öffnen, mussten also dorten über nacht bleiben. Den 5ten Brachm. des Morgens früh liessen sie uns durch; wir kamen nach Lintz und von da um Mittag auf Bonn; nachdem wir da zu Mittag gessen hatten, kamen wir desselben Abend auf Cölln. Den 6ten brachten wir in Cölln zu, dass wir die Stadt besahen. Und da nicht gleich ein Schiff nach Holland gieng, und wir lang im Würrts Haus zehren solten, setzten wir uns den 7ten Morgens früh mit einem Studiosus der mit uns von Mayntz kam, auf den Postwagen, und kamen über Reinberg und über Neuss alwo wir zu Mitag gessen; dann über Xanten, Cleve und Samstag als den 8ten kamen wir zu Mittag auf Nimmwegen, die erste holländische Statt. Es ist mit Verwundrung anzusehen, wie durch das ganze Clevische Land, alles mit schönen Alleen und Spatziergängen belegt ist, gantze Wälder stehen in ihrer regelmässigen Ordnung, alles nach der Schnur gepflantzet, und die Karrenstrass sowohl als die doppelten Fusswege sind beiderseyts mit dicken Bäumen besetzt, in schnurgrader Linie. Sontags den 9ten fuhren wir auf dem ordinaire Schiff von Nimmwegen ab und kamen über Dillen, Bommel, Gorkum, und Torth (Dordrecht?), alles die artigsten und schönsten Holländischen Städgen, und endlich den 10ten kamen wir auf Rotterdam, den 11ten blieben wir daselbst, und da vor Freytag kein Schiff nach London fahren konnte, so fuhren wir mittlerweile den 12ten auf der Drekschüden (wie sie es in Holland heissen) auf Delpft, eine schöne und grosse Statt; von da gingen wir zu Fuss, alles under schönen Bäumen, nach dem Haag, welcher Orth gleichsam dennen Herren Staaten Residentz-Statt ist. Eine halbe Stunde von Haag ist ein Öhrtlein Schefflingen genannt, und da siehet man die offenbare See, und da dieser Spatzierweg alles under Bäumen in den schönsten Alleen stehet, so giengen wir auch dahin, da ich dan das erstemahl das Meer sahe. Wer Holland gesehen hat, der wird gestehen müssen, dass under der Sonnen kein schöner Land seye. Alle andere Stätte müssen sich verkriechen gegen den Holländischen Stätten. Wer es nicht gesehen hat, kan es ohnmöglich glauben, wie reinlich und nett alle Strassen, alle Häuser, ja auch sonsten die unreinsten Orthen, so säuberlich in ganz Holland sind. Das Frauen Volk thut den ganzen Tag schier nichts anders als fegen, waschen und putzen. Die Kuhstall sind oft reinlicher in Holland, als in anderen Orthen die Wohnstuben, ich sage nicht zuviel, ich hab es gesehn. Nachgehents ist das gantze Landt durch ein kleines Wasser durchschnitten, dass man von einer Statt zur andern, täglich auf den Schiffen hinfahren kann. Das gantze Land ist voller Alleen, manchmahlen viele Stunden aneinander, alle Wege sind mit diken Bäumen

besetzt. Ich habe Bern gleich vergessen, sobald ich nach Holland kome bin. Es ist alles im gantzen Land so Regelmässig angelegt, dass keine andere Stätte oder Länder, mit Holland können in Vergleichung gesetzt werden. Wer gewohnt ist eine Sache nicht nur oben hin, sondern mit Aufmerksamkeit zu behandeln, der wird sagen dass Holland ein kleines Paradies seye. Der Herr Vetter Doctor Metzger wird es besser zu sagen wüssen, als welcher lang seine Zelten darinnen aufgeschlagen. Wen wir nicht besorget heten wir würden unser Schiff versäumen, so wären wir gern auf Leyden, und Amsterdamm und dan auf Harlem und wieder nacher Roterdamm. So aber gingen wir von Haag wider auf Rotterdam, und konnten doch erst den 15ten zu Schiffe gehen. 4 Wochen lang war vorher immer Contraire Wind, und so bald wir aufs Meer kamen so hatten wir den besten Wind von der Welt. In Rotterdam lagen 5 Schiffe die mit Leüthen nach Carolina fahren wolten. Zwey Schiffe voll waren lauter Zürcherbietler, die andern waren meistens Pfältzer. Die Schiffe worauf sie nach Carolina solten geführt werden, mussten erst darzu zugerichtet werden; sie baueten grosse Hütten auf die Schiffe, und diese wurden wider in kleine Hundeställ eingetheilt, darinnen diese Leüthe Haushaltungsweise wohnen mussten. Auf dem Rein hinunter, hate ein Schiff voll Zürichbietler grossen Anstoss wegen dennen Franzosen, es waren meistentheils lauter junge und schöne Kerls auf dem Schiff, und wie wir in Rotterdam waren, so hiess es, dass sie haben Soldaten werden müssen. Ob es nun aber wahr ist weiss ich nicht. Vielle aber die in Rotterdam ankomen waren, wünschten sich wieder in ihr Vatterland. Es ware eine grosse Forcht in ihnen auf das Meer zu gehen; vielle die Arbeit bekommen konten, blieben in Holland. Die Glarner<sup>1)</sup> hatten sich auch auf dass gleiche Schiff veraccordirt, wo wir drauf waren, ohne dass ichs wusste biss wir wolten ins Schiff treten. Sie kamen aber doch zu spät zum Schiffe und wir fuhren von Rotterdamm, die Glarner aber fuhren mit einem kleinen Schiff auf Helffutschleus und kamen wider zu uns; also kamen wir in 5 Tagen biss auf Grünitsch 2 Meil von London, glücklich an. Den 21ten fuhren wir in einem kleinen Nachen nach Londen. — — Was Fremde auf dem Schiff war, das wurde alles krank, und mich nahm es auch ziemlich mit, aber desto gesünder und frischer war ich da ich aufs Land kam. Ich mag jetzt essen wie ein Wolff. Wir gingen nach den 13 Cantons, aber der gute Schönholz ware vor etlichen Monaten gestorben. Der Brief der in des Schönholzen Brief eingeschlossen war, von dess Herr Schalchen Lehrjung, den hab ich übergeben. Der Herr Schnetzler<sup>2)</sup>, der Mahler, hat mir und meinem Reiss Camaraden grosse Gefälligkeiten erwiesen ich werde es Tag meines Lebens nicht in Vergessenheit stellen. Der Herr Schnetzler Orgelmacher ist nicht in der Statt sondern 3 Englische Meillen von hier, um frischen Luft zu schöpfen, er ist schon seit Martini krank und kann nicht arbeiten, da er dermassen pressirt ist mit der Arbeit, das er nicht weiss, wie er die Leüht vertrösten soll. Der Mahler hat jetzt auch Stoucketour- (Stukkatur)-Arbeit bekommen; er ist würrklich schon 14 Tag

<sup>1)</sup> Von den Glarnern ist schon im 3. Brief wiederholt die Rede, ohne dass nähere Auskunft über sie gegeben würde. Später erfährt man, dass es Kaufleute sind, ihre Ware wird aber nicht genannt.

<sup>2)</sup> Man wird hier zunächst an den bekannten Joh. Ulrich Schnetzler (1704—1768) denken, den sehr talentvollen Künstler und etwas leichtsinnigen Menschen. Schnetzler war ein vortrefflicher Porträtmaler und, als Schüler Schärrens, gleichzeitig ein geschickter Stuccatore. Das würde also gut stimmen; nur weiss man in Schaffhausen nichts davon, und steht auch nirgends gedruckt zu lesen, dass er je in England seine Künste ausgeübt habe. Dagegen ist dies der Fall bei dem sonst weiter nicht bekannten Maler Leonhard Schnetzler, der 1714 geboren und 1772 zu Oxford gestorben ist.

auf dem Land ohngefähr 100 Engl. Meilen von hier. Vor 12 Tagen als durch einen Courir hier berichtet wurde, dass die Enggel. die Franzosen am Mayn geschlagen heten<sup>1)</sup>, so ware in der ganzen Statt alles voller Lermen und Freüden, zu nachts mussten alle Fenster illuminirt werden, und wo ein Hauss war, dass nicht illuminirt, da bliebe keine Scheiben gantz. Ein grosser Schwarm vom gemeinen Pöbel dass liefte die ganze Nacht herum und hatten ihre Stein schon parat, zum Fenster einschmeissen, es sind an etlich hundert Häuser die Fenster eingeworffen worden. Sie machten auch grosse Feüer an auf den grossen Plätzen, und da sie kein Holz mehr hatten, so reissten sie die hölzerne Gegitter womit solche Plätze eingefasst sind, nieder, und schmiessen alles aufs Feuer so lang Holz da war. Ich glaub nicht dass under der Sonnen ein unvernünftigeres, wilderes und ungezähmteres Volk seye, als wie hier. Sie brauchen alle Freyheiten, was ihnen in den Sinn komt. Kein Fremder können sie leiden noch ausstehen; sobald sie sehen das einer kein Engeländer ist, so wird ihm jedes Kind auf der Gassen: Französischer Schneider (auf ihre Sprache) nach schreyen. Ein jeder steht auf der gassen und sieht ihm nach. Daher komt es dass man sich gleich englisch tragen muss damit man nicht erkannt wird. Sie sind so unvernünftigt, dass, sobald sie nur sehen dass man fremd ist, und wann einer auch ein Heyd und Türk, oder Unger wär, so werden sie ihn vor nichts anders als vor einen Franzosen halten. Im gemeinen Leben lebt man hier recht frey, ohne Gott, ohne Gesetz, nur nach Herzens Gutdunken. Aus der Religion, und Kirchen und Abendmahl gehen, machen sie nur ein Gespött. Und ich glaub, ich werde nicht wider die Christliche Liebe mich versündigen, wan ich sage: Dass die Teutschen sowohl als die Engländer, das gantze Jahr nicht 10 mahl, weder zu Morgens, noch bei Tisch, auch nicht zu Abends beten thun. Hingegen ist kein Laster (dass ich so reden darf, den hier ist dieses kein Laster sondern ein Wink und Zug der Natur, der allen Menschen eingepflanzt ist) so gemein als die Hurrerey. Derjenige ist glücklich, der zu Nachts nach Hauss gehen will, und er nicht von allen Seiten von den Huren angepackt wird. Und was sage ich, zu nachts, man ist am hellen Tag auf der Strassen vor ihnen nicht sicher, ich rede aus der Erfahrung. — — —

« Es ist kein Ohrt in der Welt wo es im Anfang so böss underzukomen ist, als hier in Londen. Sie hassen die Aussländer wie die Pestilentz, und wan sie, die Engländer, von einem Fremden nicht etwas lehren können so werden sie keinen annehmen. Und nehmen sie ihn an, und sie haben von ihm was sie verlangen, so schicken sie ihn fort, Wie sie es dem Ungar gemacht haben, der bey meinem Lehr Herren gearbeitet hat und sich beym Vatter 2 Tag in Schaffhausen aufgehalten, dieser hat jetzt vor sich selber aufgesetzt, und arbeitet vor sich selbst. Den Brief an Hr. Schalch auss dem Undergriss<sup>2)</sup> habe ich übergeben, aber er nutzt mir wenig. Ich habe den Brief dem Hr. Moser<sup>3)</sup> gegeben, den er ihme übergeben soll wan er hier in die Statt komme. Der Stukgiesser Schalch<sup>4)</sup> ist ein solcher geitziger Man, dass er ehenter einen Lands-

1) In der Schlacht bei Dettingen, 27. Juni.

2) Untergries, der Name eines Hauses in Schaffhausen.

3) Georg Michael Moser, von Schaffhausen, 1706—1783, ursprünglich Kupferschmied, der seit seinem zwanzigsten Jahre in London lebte und sich hier als Goldarbeiter, Schmelzmalter u. s. w. hervorthat, auch Mitbegründer der königl. Akademie der Künste wurde.

4) Andreas Schalch, geb. 1692, Stückgiesser in königlichen Diensten zu Woolwich. Die Anekdote von der durch ihn bewirkten Rettung des Königs aus Lebensgefahr siehe bei Schalch, « Erinnerungen », II. 2, Seite 163.

man sucht zu undertruken als ihme zu helffen, er will absolute nichts von Landsleühten hören oder wüssen. Der Herr Moser (nemlich der eltste) aber ist der freündlichste Herr von der Welt; ich habe letsten Sontag müssen mit ihm zu Mittag Essen, er thut an mir was ihm möglich ist. Mein Reiss Camarad hat gleich den andern Tag Arbeit bekommen. Es ist keine bessere Profession in gantz Londen als Bildhauer. Wen der Vetter Hs. Georg nöch ledig wär so solte er auch hieher komen, es hat einer aufs wenigste alle Wochen 9 gulden und 10 bz. Mein Reiss Camarad arbeitet neben dem Hr. Weber und wan noch 6 Bildhauer herkämen, so bekommen sie alle Arbeit. Mit mir aber hat es eine gantz andere Bewantnuss. Die Silberdreher hier stellen keine Gesellen an, und die wo Gesellen brauchen trauen den Teütschen nicht, weil sie allezeit hier sich setzen. — — — Ich bin würlklich 4 Wochen spatzieren gegangen; es ist hier sehr schwehr underzukommen schier von allen Professionen, ausgenommen Bildhauer nicht die haben Arbeit. Künftigen Montag als den 22ten werde ich geliebts Gott dass erste mahl bei dem Ungrer arbeiten, der Trehstuhl ist gestern fertig worden, und heüt hab ich die Eissen zum Drehen machen lassen. Gott gebe nur, dass wir braf Arbeit bekommen. Ich habe jetzo Dosen von Metall zu machen, die dan verguld werden. Der Ungrer ist ein geschickter . . . .» (Ende der Seite und des Briefes.)

Der achte Brief ist datiert: Copenhagen den 31. October 1743. Spengler hat zuletzt gemeldet, dass er nunmehr in London zu bleiben gedenke, nachdem ihm einige Goldschmiede seines Reviers versprochen hatten, ihm ihre Dreharbeit geben zu wollen. Aber das Unglück wollte, dass eine nächtliche Feuersbrunst ausbrach, die sechs Häuser zerstörte, darunter dasjenige eines Silberdrechslers, dem nun, zum Schaden Spenglers, die Goldschmiede alle ihre Drechslerarbeit aus Mitleid zuwandten. Spengler fand das billig und aller Ehren wert, aber ihm war damit nicht gedient. Zwar gab es in London einige Hundert Goldschmiede, aber die Stadt ist etliche Meilen gross und es wäre keinem eingefallen, ausserhalb seines Reviers arbeiten zu lassen, wenn es innerhalb desselben möglich war. Die Hoffnung, von dieser Seite her Arbeit zu erhalten, musste aufgegeben werden. «Ich machte also vor mich selber ein Kunst Stuk, nemlich ein Dreyfaltigkeits-Ring, den ich auch glücklich fertig brachte und der mir hier vielle und schöne Recomandation erworben hat. Darnach habe ich von einige gute Freünde unterschiedliche Arbeit bekommen, die ich bei dem Ungrer gedreht habe. Auch hatte der Ungrer selber vielle Metallene Dosen zu machen, die er mir zu drehen gab, und also konnte ich immerzu meine Kost verdienen. Da ich nun alle Vortheil die sie in England haben, und in Specie dass französische Werk recht ergriffen hatte (welche französische Werker 100 mahl besser als meines Lehrherren sind), so machte ich mir den Vorsatz, weiters zu gehen. Ich hielt davor dass ein Vierteljahr vollkommen ganz genug seye, alles dassjenige zu betrachten und zu sehen, wesswegen man in ein Land reisst. Hatte also keine Ursach mich länger in Londen aufzuhalten, weillen ich keine beständige Condition hatte. Aber es war nur die Frage wohin ich reisen wollte: Nach Paris dorfte ich bey diesen schlimmen Umständen gar und gantz nicht trauen, kein Mensch wolte es mir auch nicht rathen, nach Holland wolte ich auch nicht wider gehn, den eine Reise zweymahl zu machen ist verdriesslich, ohne dass man etwas neües sieht. Nach Portugall hatte ich keine Lust, und weil hier in Copenhagen vielle Edelleüte auch der Cron Prinz selbst ein Drechsler ist, so nahm ich mir vor, auch Copenhagen meine Dienste anzutragen nachdem ich in London schlechtes Glück hatte. Wenigstens hatte ich ein

gutes Zutrauen auf Coppenhagen, und ich wünsche nur dass es wahr würde, was ich mir selber in London davon prophezeyet in einem Vers den ich einem Berner, der ein Goldschmidt, zum Andenken in sein Stammbuch geschrieben. — — —

« Da ich nun also mit diesem Gedanken umgieng eine Reise nach Dännemark zu thun, so zeigte sich mir auch alsbald eine gute und ausserordentliche Gelegenheit. Der König von Dännemark kaufte von England 3 Kriegs-Schiffe, die Er zu Brandschiffen gebrauchen will, und auf eines dieser Schiffe begabe ich mich, in Gesellschaft 3er Herren, um also die Länge durch das Nordische Meer zu schiffen. Man rechnet von Londen biss Coppenhagen 250 Meil, und also hatten wir unss vortrefflich mit Proviant versehen; Allein wir konten es nicht geniessen dan als wir unter Norwegen und Schweden kamen, konnten wir oft 3 Tag lang kein Feuer auf dem Schiff haben wegen grossem Ungestüm. Einsmahl hatten wir 3 Tag lang unaufhörlich Sturm, und dass so entsetzlich, dass wir glaubten alle Augenblick zu Grunde zu gehen. Selbsten unser Schif-Capitain gab alle Hoffnung auf diesem Sturm zu entrünnen, weillen er eben auch vor 4 Jahren auf solcher Reise ein Schif zu Grunde geführt. Es ist auf keine Arth möglich die Grausamkeit des Meeres mit der Feder vorstellig zu machen. Gott weisst es, dass ich nimmermehr geglaubt, an meine liebe Eltern jemahls schreiben zu können sondern meynte, da dass Schif so offt mit den Wellen gantz bedekt ware, dass es die Vorsehung beschlossen, dass mein Leben solte mit gesundem Hertzen und offenen Augen der Tyranny des Meeres aufgeopffert werden. Nun da der Herr uns so augenscheinlich dem Tode entrissen, so weiss ich nicht was ich ihme vor einen Dank-Altar aufrichten soll, ich will Ihn mit meinem künftigen Leben preisen und seinen Starken Arm allerwegens verkündigen. Wer solte glauben können, dass der Wind eine solche Krafft hete da er uns die Seyl von den Seglen welche öfters so dick als ein Arm, gantz entzwey gerissen. Nachdem wir 16 Tage auf dem Meer gewesen so kamen wir bey dem Sund an, da wir uns liessen ans Land setzen, und fuhren in einer Gutschen follends bis nach Coppenhagen. Dieses ist also ein kurtzer Auszug meiner Reise und deren Ursach. Nun muss ich auch den Brief beantworten, welchen mein Bruder vom 11. Augstm. mir nach Londen geschrieben u. s. w. — — —

« Ich habe vor unnöhtig erachtet dass ich von Londen noch einmahl schreiben und meine Reisse berichten soll, ein Brief von Londen weg zu schiken kost allzeit einen halben Gulden, und soviel kost es auch wan man einen bekommt, und da ich ohne dass kein überflüssiges Geld hatte, weillen meine vorhabente Reise zimmlich gross, und nicht versichert war in Coppenhagen Arbeit zu finden, so liesse ich solches anstehen, in Hoffnung wan mich Gott gesund werde nach Dännemark bringen, ein unverhoffter Brief meinen Lieben Eltern desto angenehmer seyn werde. Ich bekam auch alsbald Arbeit wie ich hieher kame, weillen aber mein Meister meistens lauter grosse Holzarbeit machte, die man jetzo in Menge zu dennen viellen Kriegs-Schiffen benöthigt ist, so nahme ich nach Verfliessung der 14 Tagen wider Abschied, allein es hielte hart, solchen zu bekommen, dan die Meister sind entsetzlich mit der Arbeit pressirt, ich wendte aber vor dass ich wider mit einem Schiff verreissen wolle nach Deutschland. Ich schickte demnach wider um Arbeit um und bekam gleich wider Arbeit bei einem sehr braffen Meister und ob derselbe gleichwohl nicht viel Arbeit, und dennoch schon vielle Leüth und Gesellen hatte, so wolte er doch mich mit Gewalt haben, insonderheit da er hörte dass ich aus England komen war. Obgleich mein Meister auch nur ein Holzdrexler

ist, so lässt er mich unterschiedliche saubere Arbeit machen, zu dem Ende lässt er mir viell Werkzeug machen welche zu sauberer Arbeit erfordert werden. Es giebt hier sehr vielle Graffen und Printzen welche Liebhaber vom Drexlen sind, und wan ich einmahl werde hier bekant sein, so zweyfle nicht, dass ich nicht solte zu etwas höhers gebraucht werden. So bald einmahl der Cron-Printz mit der Englischen Printzessin, welche auch Drehen gelernt hat, seinen Einzug wird gehalten haben, und er wider in Ruhe komt, so habe ich dass Versprechen von vornehmen Patronen, dass meine Kunst-Stükker Ihme werden gezeigt, und ich Ihm an-recomandirt werden. Zu obgemeltem Einzug werden unbeschreibliche kostbahre Anstalten vor gekehrt, insonderheit werden schöne Illuminationen zu sehen seyn, so dass es recht Majestätisch aussehen soll; wer es sehen wird kan darvon erzehlen. Als wir hier von England ankamen, so ware nichts anders als Krieg und Kriegs-Geschrey; was der König vor Völker in Norwegen und Holstein hatte, musste alles hier vor der Statt Campiren, jetz aber Gottlob hat alle Gefahr ein End. Die Flotte welche ganz parat stunhte, ist von der Reede hier eingekommen, und alle Regimente so auss Norwegen und Holstein komen sind, sollen wider nach Hauss gehen. Nun wird es auch wider gut werden. Ich schliesse wegen Mangel des Raumes und befehle meine Liebe Eltern nebst meinem Lieben Bruder und lieben Geschweyen und Söhnlein, in den Schutz Gottes, verbleibe unaufhörlich Meiner Lieben Eltern Gehorsamster Sohn Lau. Spengler. P. S. Der Herr Vetter Doctor und alle übrige Anverwandte und Freünde werden von mir hertzlich salutirt. »

Hier möchte ich einige von den wenigen Ergänzungen einschalten, die mir zu Gebote stehen. Bei Mourier lesen wir, dass Spengler in London ausschliesslich mit Deutschen und mit seinen Landsleuten verkehrte, sodass nur deutsch gesprochen zu werden brauchte. Die Engländer sagten ihm, wie wir von ihm selbst wissen, nicht zu, und der sonst so lernbegierige Mann wich geradezu jeder Veranlassung aus, die englische Sprache sich aneignen zu müssen. Gleichfalls durch Mourier werden uns zwei von den drei Gefährten Spenglers auf der schlimmen Seereise nach Kopenhagen genannt, Natter und Tuscher, die zu dem gutgewählten Londoner Bekanntenkreise gehörten, einem Rufe nach Kopenhagen folgten und so auch die Veranlassung gaben, dass Spengler die Reise nach Kopenhagen mitmachte.

Johann Lorenz Natter, 1705 zu Biberach geboren, ein vorzüglicher Edelsteinschneider und Medailleur, Schüler von Joh. Rudolf Ochs in Bern, hatte schon längere Zeit in Rom gelebt, sowie am Toskanischen Hofe und bei Wilhelm IV. von Oranien in Diensten gestanden. In Kopenhagen, wo ihn Christian VI. besonders hoch schätzte, blieb er bis 1762; er starb im folgenden Jahre zu Petersburg. « Geist und Natürlichkeit in recht ausgezeichnetem Mass, nebst fleissigster Ausführung sind die wesentlichsten Verdienste seiner Werke. » (Winkelmann u. s. Jahrhundert, Seite 268.) Natter that sich auch als Gelehrter hervor und schrieb Abhandlungen über die Weise der Alten, in Edelstein zu arbeiten.

Marcus Tuscher aus Nürnberg, wie Natter anno 1705 geboren, war ein vielseitiger Künstler und Gelehrter, namentlich Sprachkundiger, in der Kunst besonders als Maler und Radierer, sowie als Baumeister thätig. Er hatte acht Jahre bei Preissler, dann manches Jahr in Italien seine Studien gemacht und war darauf über Nürnberg, Frankreich und Holland nach London geraten. Die nächste Veranlassung zur Übersiedlung nach Kopenhagen dürfte für ihn die Herausgabe eines illustrierten Reisewerks

gewesen sein, durch das er den in London verstorbenen Freund von Norden ehren wollte, der auf Veranlassung Christians VI. Ägypten und Nubien bereist hatte. Übrigens erscheint Tuscher auch gleich als Hofmaler und Baumeister des Königs und später als Professor an der Kunstakademie, die ihm gute Neuerungen verdankt. Tuscher ist schon 1751 gestorben.

Ich habe länger bei den beiden Reisegefährten verweilt und mich nicht nur mit Angabe der Namen begnügt, weil ich glaube, dass sie ganz besonders fördernd auf Spengler eingewirkt haben. Der Lehrmeister Teuber in Regensburg war kein Künstler; dieses Eindruckes kann man sich nicht erwehren, wenn man seine Vorrede zu dem Buche über die Drehkunst liest und die von ihm abgebildeten Kunststücke sieht. Viel weiter hat es doch Spengler gebracht, der in Regensburg wohl den mechanischen Teil des Handwerks gründlich erlernen, aber kaum zum Künstler heranreifen konnte; in Bern scheint es nicht besser gewesen zu sein. Von Tuscher aber wissen wir, dass er sich des äusserst geschickten jungen Mannes annahm und ihm den Weg zur Hofstelle ebnet half; man weiss auch, dass von ihm die Zeichnung zu dem grossen bernsteinernen Kronleuchter Spenglers herrührt. So mag in dem freundschaftlichen Verkehr mit den beiden fertigen Künstlern Spengler noch manches Mal der Empfangende gewesen sein. An Tuschers Einfluss wäre auch am ehesten zu denken, wenn wahr ist (wie ich bei Nagler lese), dass Spengler in Kupfer gestochen hat.

Wir erfuhren oben, dass Spengler bei dem zweiten Kopenhagener Meister leidliche Befriedigung fand, da ihm dieser die Ausführung feinerer Arbeiten möglich machte. So recht glücklich scheint er aber auch an dieser Stelle nicht gewesen zu sein, und allmählig reifte der Plan heran, Kopenhagen aufzugeben und wieder in die Heimat zurückzukehren. Dem arbeitete Tuscher entgegen, der die Kunstfertigkeit seines Freundes richtig beurteilte und nun mit der Hülfe einflussreicher Patrone, unter denen der Ober-Kammerjunker Vollrath August von der Lühe genannt ist, das Bekanntwerden Spenglers und seiner Arbeiten am Hofe vermittelte. Die Folge hievon war die Ernennung zum Hof-Kunstdrechsler. «Das Patent dazu, sowie das Privilegium zum Bürger von Kopenhagen erhielt Spengler auf den 1. Februar 1745 zugleich mit einem anständigen Lohne, der allmählig auf 400 Rdlr. vergrössert wurde; und ausserdem wurde jedes Stück besonders bezahlt» (Mourier). Eine Art Anstellung scheint aber schon früher erfolgt zu sein, denn in dem gleich mitzuteilenden Briefe vom August 1744 ist bereits von einer regelmässigen Besoldung die Rede.

Spengler trat also in den Dienst des Hofes und wurde später auch Staatsbeamter. Da das alles über sechzig Jahre währte und in die Regierungszeit dreier Könige fiel, so mag unten eine kurze Regententafel Platz finden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Bei Spenglers Ankunft in Kopenhagen regierte in Dänemark und Norwegen Christian VI., Sohn Friedrichs IV. und König seit 1730. Seine Gemahlin, die Königin Sophie Magdalene von Brandenburg-Culmbach, war eine besonders prachtliebende Fürstin. Der im achten Brief erwähnte damalige Kronprinz bestieg als Friedrich V. den Thron schon 1746; seine Gemahlin Luise, Tochter des Königs Georg III. von England, starb 1751; in zweiter Ehe war er vermählt mit Juliane Marie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. In einem gewissen Sinne hat Spengler noch einen dritten dänischen König überlebt, Christian VII., den Sohn Friedrichs V. und der Königin Luise, und Gemahl der englischen Prinzessin Caroline Mathilde. Er ward König 1766, aber nach dem Sturze Struensees, 1772, als Regent auf die Seite geschoben; starb 1808. Inzwischen herrschte die Königin-Mutter Juliane Marie erst allein, später neben dem herangewachsenen Sohn des Königs, dem nachmaligen König Friedrich VI.

Der in glücklicher Stimmung verfasste neunte Brief, Copenhagen 15. Aug. 1744, lautet: « Insonders herzvielgeliebte Eltern! Wan es schon nicht der austrukliche Befehl meines Lieben Vaters gewesen wäre, wenigstens alle vierthel Jahr einmahl zu schreiben, so hette mir dennoch die kindliche Liebe und schuldige Pflicht keine Ruh gelassen, eine so vergnügte schriftliche underredung länger aufzuschieben. Dan dieses ist das Mittel bei meiner fortwährenden Glückseligkeit, was mich erst vollkommen glücklich und vergnügt macht. Es ist nicht zu beschreiben möglich, wie gross die Freüde bey mir ist, wan ich einige Zeillen von Hauss erlange die mir melden dass unser gansses Hauss in gesundem und vergnügtem Zustande sich befindet. Und ich lebe auch dieses mahl der süssen Hofnung dass diese gegenwärtigen Zeilen Sie allerseits so gesund antreffen werden, als sie mich verlassen haben. Seitdem ich zum letzten mahl geschrieben ist nichts ausserordentlichs vorgefallen, welches der Müh lohnte überschrieben zu werden; ausgenohmen den 30 Mey bekam ich von Ihr Königl. Hoheit der Princessin Luise Befehl auf Ihre Rechnung eine Kutschen zu nehmen und nach Hirschholm zu fahren allwo sich die königl. Herrschafften befinden. Ich musste allda der Prinzessin Trehbank zu recht machen und unterschiedliches Helffenbein und Berenstein zum Drehen aufsetzen. Nach diesem war ich wiederum 2mahl draussen auf Hirschholm gewesen; und die Prinzessin war jedesmahl mit meinen Verrichtungen sehr wohl zufrieden und erzeugte sich über alle massen genädig. Ich habe also die grösste Plaisir auf fremde Unkosten auf dem Land herumzufahren. Es wurde mir auch von Ihr Hoheit mündlich bestellt Ihr ein passicht Werk zu machen wie dasjenige so ich vor Ihro Majestät den König in Arbeit hatte. Dass letztere ist volkomen fertig, ich habe auch allerhand Arbeit als oval, passicht, geschoben und dergleichen darauf gedreht, und Ihr Majestät dem König eingegeben; aber derselbe hat das Werk selbsten noch nicht gesehen. Mit der Prinzessin Ihrem Werk bin ich nun auch soweit gekommen dass ich es schier in 14 Tagen getraue fertig zu kriegen. Sie hat auch würllich ein grosses Verlangen darnach, dass sie stets nach demselben fragen lässt. Sie treht auch sehr fleissig und braucht grosse Geduld welche man sonst von einer Prinzessin nicht vermuhet wäre. Sie soll mit dem Prinz von Cumberland vermählt werden, wie hier die Rede geht; allein es dörfte wohl dieses Jahr noch nichts daraus werden, welches mir um so viel lieber ist, je länger Sie hier weilt. Vergangene Wochen begab sich Ihr Majst. der König und die Königin und die Prinzessin Luise hier in die Statt und speissten auf dem Schloss Christiansborg zu Mittag. Der Herr Ober Kammer Junker welcher gleich nach seiner Ankunft auf meine Kammer kam, machte mir Hofnung die Gnade zu haben den König auf meiner Kammer zu sehen, wan Ihm wie gemelter Herr sagte, die Treppen nicht zu beschwehrlich zu steigen wären, allein die Herrschaft hate kaum gespeisst so reiseten Sie auch wider nach Hirschholm, welches Lustschloss Sie den 20 dieses Monats ebenfahls verlassen und eine Meile nach Friedrichsburg begeben werden, um allda die angenehme Herbstzeit zu zubringen. Mittlerzeit als die Herrschaft auf dem Land ist, hab ich mir auch ein Contrefait Werk gemacht, aber nur ganz schlecht und gleichsam nur zur Probe; ich war auch so glücklich darin dass es so gut gienge dass ich des Königs Porträt darauf sehr deutlich drehte. Ich werde aber dieses Porträt dem König nicht zeigen, weillen ich mir es besser zu machen getraue. Daher ich auch dieses Contrefait Werk nach England vor 50 Reichsthlr verkaufft habe, und werde mir wan ich diesen Winter Zeit habe, ein bessers und neues machen. Wan ich

kan Gelegenheit finden so werde ich meinem lieben Vatter ein gedrehtes Porträt von Elffenbein vom meinem König nach Hauss schicken. Und wie ich höre so sind etliche Glarner hier; vielleicht dass diese über Schaffhausen reisen. Ich gabe vor einem Jahr in London dennen Glarnern die dahin handeln auch einen Brief mit an den Vatter, ich weiss bis dato nicht ob ihn der Vater bekommen oder nicht. Über die glückliche entbindung meiner Liebwehrten Frau Schwägerin und das selbige mit einem Töchterlein erfreut worden, habe ich ein grosses Vergnügen, und da ich schon dem Höchsten vor diese Güte gedankt, so ergeth mein Herzinniglicher Wunsch, dass unser Gott der diesen Ehesegen beschert, wole selbigen auch erhalten, an Leib und Seele segnen und sowohl zu seinen Ehren, als auch zu der Gross Eltern und Eltern Freude in allen Christlichen Tugenden aufwachsen lassen. Der Frau Doctorin von Brun<sup>1)</sup> bitte meines ergebensten Respect zu versichern, vor Dero Gütigkeit dass Sie willens meiner in dennen Briefen zu gedenken die Sie mit Herren Hof Prediger Reüss und noch einen andern Herrn wechselt, achte ich mich unendlich verpflichtet. Und diese Recomandation wird mir so nützlich als Lieb seyn, den wer den hiesigen Hof recht kennt, der weiss am besten wie vill die Herren Hof Prediger bey der Königl. Herrschaft vermögen. Es bleibt mir also nichts mehr zu berichten übrig, es wäre den sach, dass ich melden wolte wie man mich unaufhörlich mit Heürahts Vorschlägen Pompardirt, vielleicht lassen sich die gute Leüth von meinem Ansehn blenden oder aber, meine Monatlich Gage von deren man allein sehr honnet hier leben kann, erweken bey Ihnen einigen Apetit, dass sie mich im Stande sehen eine Frau reichlich zu ernehen. Es sey nun wie ihm wolle, so habe ich mir fest vorgesetzt gar nicht zu Heürahten. Hette ich das Vergnügen gehabt zu Hauss bey den Meinigen auf eine solche Art mein Brod zu gewinnen so wäre mir gar nichts im Wege gestanden eine gewünschte Eehälfte zu nehmen, allein hier finde ich erhebliche ursachen, dass es dienlicher seye also zu bleiben, ohnerachtet es der Hof hier viel lieber sieht, wan man verheürathet ist, damit sie gewiss wissen dass sie einen Menschen haben. Wan ich nun heürahten wolte, so müsste ich entweder eine in Schaffh. suchen zu überreden, dass sie mit mir hieher käme, oder ich müsste ein Dänisches Frauenzimmer nehmen, oder aber ich konte ein Frauenzimmer kriegen von Deütschen Eltern und die dennoch hier gebohren, oder ich durfte endlich auss unserer Reformirten Gemeine eine erwünschte Partie treffen. Ich werde diese 4 Arten Frauenzimmer auf einem besonderen Blat genauer erwegen, und darbey die ursachen anführen warum ich keine davon erwehlen kan. Bin ich so glücklich und erhalte ich von meinen Lieben Eltern auf diesen Brief eine erwünschte Antwort, so werde ich im künftigen Brief meine besondere Gedanken über das Heürahten mittheilen. Indessen bitte ich den Lieben Vatter, bey meinem Herr Götty Doctor und Frau Gotten Doctorin Wepffer mein Compliment abzustatten, wie nicht weniger auch bei meiner Frau Gotten Bauherrin im Blauen Trauben, und zugleich dem Herr Rahtsherr und Frau Rahtsherrin und Jungfer Töchtern und Herr Sohn im Rohten Adler. Ich bin meiner lieben Eltern gehorsamer Sohn. Laur. Spengler.

---

1) Frau Maria Juditha von Brunn, geb. Stockar von Schaffhausen, eine edle Frau, die besonders nachdem sie 1765 Witwe geworden, sich durch grossartige Wohlthätigkeit auszeichnete. Bei Lavater hiess sie deshalb Universal-Grossmutter. Ihr Gatte war der Arzt Joh. Jakob von Brunn, Sohn des berühmten churpfälzischen Leibarztes Joh. Konrad von Brunn (ursprünglich Brunner) aus Diessenhofen, dem Schaffhausen das Bürgerrecht verehrt hatte. (Siehe Schalch «Erinnerungen», II. 2, Seite 203.

« P. S. Der Herr Hurter lasst sowohl den Vatter als sein Herr Bruder freündlich grüssen. »

Leider ist das « besondere Blatt » und sind die « besonderen Gedanken » nicht mehr vorhanden und wir damit um die gewiss nicht sehr weiberfreundlichen Erwägungen gebracht. Ein richtiger « Vogt von Tenneberg » war indess Spengler offenbar nicht; er hat früh und oft genug ans Heiraten gedacht, die Wahl aber aus Furcht vor einem Missgriff immer wieder hinausgeschoben. Erst lange nachher, im Jahre 1756, geschah das Wagniss; der Sechsenddreissigjährige erkor sich nun aber auch eine recht jugendfrische Lebensgefährtin und bewies in der Folge, dass er das Gebot der fröhlichen Mehrung des Menschengeschlechts nicht überhört hatte.

Vom zehnten Brief, Copenhagen, 5. Februar 1745, genüge eine kurze Inhaltsangabe; er behandelt eine intime Familienangelegenheit. Der Vater in Schaffhausen war zum zweitenmal Witwer geworden, und es war die Frage, wie er sich nun einrichten solle, im Spital eine Pfründe kaufen, sich wieder verehelichen, oder mit einer Magd allein weiter haushalten? Da die Konkurrenz des ältesten Sohnes seine Einnahmen schmälerte, so dachte der Vater vor allem an den ersten Ausweg, wogegen sich unser Spengler mit aller Kraft wehrte; auch auf den Heiratsplan ist er nicht gut zu sprechen und äussert sich dabei noch einmal recht despektierlich über das Frauenzimmer: der Vater werde kaum Eine finden, die es redlich meine und nicht auf ihren Vorteil sehe, eine solche « wäre sicher ein rahres Wildbrät ». Der Sohn in Kopenhagen weiss von sich nur Gutes zu melden; er sei anjetzo ein gemachter Herr, habe gottlob! nur für einen Mund zu sorgen, werde sich auch so geschwinde nicht verheürathen, weil er die vielen verdriesslichen Folgen mehr als zuviel in Erwägung ziehe, welche aus dem Ehestand entspringen. Er denkt nicht mehr daran, nach Schaffhausen zurückzukehren, sondern will allhier eine beständige Hütte aufschlagen, und, sobald er genügend bei Kräften ist, in einer gangbaren Strasse ein wohlgelegenes Haus kaufen. — Der Vater in Schaffhausen ging dann doch noch eine dritte Ehe ein, die aber nicht mehr von langer Dauer war; nachdem er zum drittenmal Witwer geworden starb er am 21. Januar 1748.

Seit Februar 1745 amtete also Lorenz Spengler als wohlbestallter Königlich Dänischer Hof-Kunstdrechsler; die Überlegenheit seiner Arbeiten, ihre Feinheit, Genauigkeit und Mannigfaltigkeit, wie man sie bisher in Kopenhagen noch nicht oder schon lange nicht mehr gekannt, dabei wohl auch die löblichen Eigenschaften des Charakters hatten dem Fremdling in so kurzer Zeit diese bevorzugte Stelle eingebracht. Im Schlosse Christiansborg wurde ihm ein besonderes Gemach eingeräumt, das er mit seinen Maschinen und den feinsten Werkzeugen ausstattete, und seine Aufgabe war nun vor allem, den fürstlichen Personen, die seine Dienste beehrten, Unterweisung in der edeln Kunstdrechserei zu erteilen, daneben wohl auch auf Bestellung dies und jenes auszuführen. Als seine Schüler werden genannt: der Monarch selbst, die Königin Sophie Magdalene, ihre Schwester Caroline, Fürstin von Ostfriesland, und andere Glieder der königlichen Familie; später der König Friedrich V. und seine beiden Gemahlinnen, der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth u. a.; auch fanden sich als sehr eifrige Schüler auf einmal drei kurhessische Prinzen ein, « als sich diese wegen der

Religions-Veränderung ihres Vaters in Kopenhagen aufhielten.»<sup>1)</sup> Aber nicht nur die Schüler, sondern noch viele andere vornehme Personen verkehrten in der «Kammer», um sich mit dem wohlunterrichteten und zuvorkommenden Künstler zu unterhalten und ihn in der meisterhaften Ausübung seiner Kunst zu beobachten, die durch die vielen, fast wie Geheimnisse gehüteten Kunstgriffe, und durch ihre halb wunderbaren, halb sonderbaren Leistungen die Neugierde reizte. Neben dieser öffentlichen hatte Spengler noch seine eigene Werkstatt, in die er sich zurückzog, wenn er seinen Verpflichtungen in Christiansborg nachgekommen war. Daraus wurde bald ein blühendes Geschäft, eine reichlich fliessende Quelle der Einnahmen, da er und seine Arbeiter die vielen Aufträge oft kaum zu bewältigen vermochten. Spengler bildete hier tüchtige Kunsthandwerker heran, die in der Folge in Kopenhagen selbst und in der Provinz ihrem Meister alle Ehre machten. Mourier nennt als solche: Holm, Graumann, Opitz, Koppi(n), Korper, Schwartz u. s. f. Der bedeutendste unter ihnen ist Ludwig Koppin aus Küstrin, 1737—1790, der später in Berlin lebte und sich durch seine Elfenbein-Medaillons und als Wachsbossierer hervorthat.

Über das, was Spengler hier und dort arbeitete, giebt Mourier ganz ungenügende Auskunft; er führt folgendes an: Berloken, Kugeln und Eier in einander geschachtelt, viele ähnliche Porträts, das eine an das andere gekettet, Pagoden und Glockentürme mit Kleinigkeiten behangen, Schiffe mit dem Tauwerk, Dreifaltigkeitsringe und noch eine Menge vortrefflicher zusammengesetzter Stücke, welche die Liebhaber solcher Raritäten in Erstaunen setzten; und in einer spätern Fortsetzung der Liste fehlen auch die sogenannten Kunstaugen und Kunstohren nicht, alles Paradestücke des Handwerks, wie sie schon ein Jahrhundert früher gefertigt und bewundert worden waren. Es soll hievon später ausführlicher die Rede sein. Ohne Zweifel hat Spengler auch solche Spielereien, bei denen die technische Tüftelei Selbstzweck ist, mit aller Eleganz und Sicherheit ausgeführt, er hat sich aber auch bestrebt, Kunstwerke der Drehkunst zu liefern, bei denen es ihm zunächst auf die schöne Form ankam, und die höhern Drechslerkünste nur das Mittel waren, die Werke zierlicher oder reicher zu gestalten, — oder er hat auch die Drehkunst ganz bei Seite gelassen und seine Zierraten und Figuren geschnitzt. Zum Glück ist uns eine ganze Anzahl gerade dieser künstlerischen Leistungen Spenglers erhalten, und zwar besitzt das Schloss Rosenborg in Kopenhagen in seiner «Chronologischen Sammlung der dänischen Könige» so ziemlich alles, was sich davon bis heute erhalten hat. Wir treffen hier Pokale ganz aus Elfenbein, oder Strausseneier als Pokale in Elfenbein gefasst, Vasen in Elfenbein, architektonische Gebilde, wie Tempel, Säulen, Postamente aller Art mit Figuren und ornamentalem Schmuck, daneben namentlich auch elfenbeinerne Medaillons, wie sie Spengler auf dem sogen. Contrefait-Werke drechselte; ausser den Elfenbein-Arbeiten auch Figuren in Bernstein, Schachfiguren und einen grossen bernsteinernen Kronleuchter. Die Arbeiten sind häufig datiert und erweisen sich als Geschenke, die Spengler dem Monarchen an gewissen Gedenktagen überreichte; besonders oft findet sich der 31. März, der Geburtstag des Königs Friedrich V. Die datierten Stücke sind in den fünfziger und in der ersten Hälfte der sechziger Jahre entstanden; Spengler scheint frühe die persönliche Kunstübung aufgegeben zu haben und in Christiansborg nur noch als Lehrmeister, in seiner eigenen Werkstatt nur noch

<sup>1)</sup> Allgem. Litt. Zeitung, 1808, X., Seite 551. — Die Conversion ist indes viel früher erfolgt.

als Geschäftsführer thätig gewesen zu sein; ein paar Liebhabereien, die sich der reich werdende Mann gestatten konnte, später auch das Amt eines Kunstkammer-Verwalters nahmen nach und nach seine meiste Zeit in Anspruch.

Es lässt sich wohl hier noch am besten ein Brief Spenglers einschalten, den er, Copenhagen, 11. April 1761, an seinen « zärtlich geliebten Bruder Gevatter » in Schaffhausen richtete.<sup>1)</sup> Zuerst wird über Krankheiten in der Familie geklagt und geratschlagt. Dann ist die Rede von guten Diensten, die Spengler den schaffhause-rischen Familien Peyer und Wepfer in überseeischen Angelegenheiten leisten soll; es soll auch die Garnison eines jungen Zürichers ausfindig gemacht werden, der sich in die dänische Armee verloren hat. Ferner hat der Bruder die Medaille gewünscht, die auf das Jubiläum der Souveränität geprägt worden.<sup>2)</sup> Sie ist noch nicht wieder zu bekommen, da die Münze wegen der kriegerischen Aussichten ganz durch die Geld-prägung in Anspruch genommen ist; der Münzmeister, ein guter Freund Spenglers, wird aber so bald als möglich die Nachprägung vornehmen; der Stempel ist noch in seinen Händen.<sup>3)</sup> An den Herrn Dr. Ammann<sup>4)</sup> in Schaffhausen wird Spengler bei nächster Gelegenheit die ihm zugedachten Naturalien absenden; es wäre ihm herzlich lieb, wenn er des Gualteri Conchylienwerk bekommen könnte. Doctor Hauber, deutscher Prediger zu St. Petri, wünscht sämtliche Schriften des Herrlisperger (Herrliberger?) in Zürich. « Meine Geschäfte, fährt Spengler fort, vermehren sich noch immer von Tag zu Tag, und alle Stunden sind mir zugemessen. Die Gnade, womit die Hessischen Prinzen und insbesondere der durchlauchtigste Erbprinz über-schütten, wird mir zuweilen schier zur Last. Sie wollen mich immer gern um sich haben. Auch der Sonntag kann mich nicht freimachen; gleich nach der Kirchen muss da erscheinen. Als eine Gnade ist mir aber an demselben vergönnt, dass ich nach meinen Schwieger-Eltern zum Abend-Essen gelassen werde und also der fürstlichen Tafel absagen darf. Vor kurzem hatte ich auch abermahls die Ehre, bei dem Russisch Kayserl. Gesandten Herrn Baron von Korff Excell. zu speisen. Gestern Nachmittag hatte ich eine ausnehmende Ehre, der ambassadeur des Königs von Frankreich der Herr President Ogier beehrte mich in meinem Hause mit zwey seiner Cavaliere und blieb biss in die späte Nacht. Sr. Excellenz waren von allem was ich die Ehre Ihnen zu zeigen hatte, sehr vergnügt und versprachen öfters bey mir zu kommen. An dem 31. Martii als dem erfreulichen Geburtstag unsers theuren Landesvaters, liessen Ihre Majesteten, dero Abwesenheit ohngeachtet, eine schöne grosse silberne Medaille, die an diesem Tag ausgetheilt wurde (nemlich denen fremden Ministern und denen hohen Standespersonen) mir allergnädigst einhändigen zum Zeichen Ihrer König. Gnade. Der Herr Justizrath Braun musste mir an demselbigen Tag nachstehenden Brief schreiben den ich hier einrücken will weil er nur kurz ist: « Die Gottesfurcht nebst denen beyden

1) Im Besitz des Herrn Neher-Bäbler zur Sonnenburg.

2) Friedrich III. (1648—1670) hatte noch als Wahlkönig den Thron bestiegen; in der Verfassungs-änderung vom Jahre 1660 kam aber die erbliche Souveränität zur Geltung; dies wichtige Ereignis wurde 1760 gefeiert.

3) Die Medaille ist auch wirklich nach Schaffhausen gelangt und noch vorhanden; Besitzer Herr Eugen Vetterli.

4) Joh. Conrad Ammann aus Schaffhausen (1724—1811), Arzt und Naturforscher, der Conchylien und Petrefakten sammelte. Seine berühmte Sammlung von Öhninger Versteinerungen soll nach Leyden gekommen sein, ein Teil seiner Conchyliensammlung konnte für das hiesige Museum erworben werden.

Emblematibus haben Ihre Majestät dem Könige dermassen gefallen, dass Sie mir expresse befohlen, Ihnen auf das allergnädigste zu danken, auch darbey zu melden, dass da dieses Stück ein rechtes chef d'œuvre wäre, es sogleich nach der Kunstkammer sollte gesandt werden. Ich habe etc. Jägersburg d. 31. Martii 1761.» Das Kunststück, was ich dieses mahl auf des Königs Geburtstag lieferte war eine Figur von Elfenbein 8 Zoll hoch, sie stellt die Gottesfurcht vor in der Gestalt eines Frauenzimmers die mit gefalteten Händen auf einem Altar dem Höchsten Lob Dank und Preiss opfert vor des Königs Genesung. Auf dem Altar war ein sehr künstliches Rauchfass auf das sauberste gedreht. Diese Figur nebst dem Altar steht auf einem architectonischen Postament schwarz laquirt und mit vergulden Leisten. Aussert diesem Stück habe noch besonders zwey groupen von Elfenbein mit alegorischen Figuren auf gleichem Postament übersendet. Der Glückwunsch, den ich bey Überschickung dieser Figuren beyfügte mag dem Könige nebst der Auslegung und Vorstellung der Figuren vorgelesen worden seyn. Die Gottesfurcht gefiel Ihnen besonders; es war diese Vorstellung das Gefühl meines Herzens. — Von meiner Frau und Kindern bist Du und Deine liebe wehrte Frau und angehörigen herzlich gegrüsst insonderheit Dein Hr. Schwager Doctor. L. Spengler.»

Es ist oben gesagt, dass sich Spengler einigen Liebhabereien zuwandte. Schon frühe, gegen das Ende der vierziger Jahre, hatte er sich mit Eifer einer Nebenbeschäftigung ergeben, indem er, dem Zuge der Zeit folgend, die Elektrisiermaschine zu verbessern bemüht war und damit sogar Heilversuche unternahm. Das geschah in der uneigennützigsten Weise, und die Erfolge waren dabei scheinbar so gut, dass der Heilkünstler fast noch berühmter wurde als der Drehkünstler und manche gute Stunde dieser selbstgemachten Schur opfern musste. Mit einer Schrift über den Bau von Elektrisiermaschinen und die damit gewonnenen Erfahrungen nahm er von dieser Art Thätigkeit Abschied.

Bei seinem Lehrmeister in Regensburg war der junge Drehkünstler sehr wahrscheinlich im Gebrauche von edelm Material nicht verwöhnt worden, und es muss ihm ein wahrer Hochgenuss gewesen sein, nun in Kopenhagen gleichsam darin schwelgen und Prachtstücke von anderthalb Fuss Höhe aus purem, herrlichem Elfenbein schaffen zu können, da königliche Freigebigkeit und die Hilfsmittel einer Seehandelsstadt den edeln Stoff in reichlicher Menge zur Verfügung stellten. Über Tranquebar, die damals noch dänische Kolonie, wurden die Zähne des indischen Elefanten eingeführt, aber auch das afrikanische Produkt, das etwas geringer geschätzt wurde, blieb nicht aus; ebenso kam das halb fossile sibirische Elfenbein zur Verwendung. Und all diese Herrlichkeit ging durch die Hände des Hof-Kunstdrechslers, der sich dadurch eine so eingehende Kenntniss seines Rohstoffes erwarb, wie nicht leicht einer. Er hat diese seine Erfahrungen über die Eigenschaften und die Behandlung des Elfenbeins in einer dänisch geschriebenen Abhandlung niedergelegt. Auch den Bernstein lernte er gründlich kennen, und als Ersatz für Elfenbein u. a. die Hauer des Walrosses und den gewundenen Stosszahn des Narwals. Auch noch mancherlei andere exotische Naturalien erregten bei seinem Verkehr mit den Seefahrern sein Interesse. Schmetterlinge und andere Insekten, Krebse, Schlangen, Korallen, Mineralien, vor allem aber Muscheln und Schnecken des Meeres, die er nun mit solchem Erfolg zu sammeln und zu erforschen begann, dass er bald nicht nur eine der grössten Sammlungen derselben besass, sondern

auch ein berühmter Conchyliologe wurde, dessen Kenntnisse bei den grossen litterarischen Unternehmungen jener Zeit nicht entbehrt werden konnten. Er verfasste auch für deutsche und dänische Fachzeitschriften eine lange Reihe von Aufsätzen, Beschreibungen neuer Arten u. drgl., korrespondierte mit den bedeutendsten Naturforschern jener Zeit, mit Linné, Réaumur, Nollet, Martini, Haller, Bloch u. a., und erwarb sich einen solchen Namen als Naturforscher, dass ihn eine Menge gelehrter Gesellschaften in ihren Kreis aufnahmen als Mitglied oder Ehrenmitglied, je nach Übung. So zuerst, schon 1761, die Kaiserlich-Leopoldinische Akademie als Archyta Tarentinus II.<sup>1)</sup>; dann die Gesellschaft für den Fortschritt der Naturgeschichte in Berlin, und, 1764, die physikalische (später naturforschende) Gesellschaft in Zürich. Diese Ehren wurden offenbar noch nicht dem Conchyliologen, sondern dem Mechaniker und Elektriker Spengler erwiesen; die Benennung Archyta Tarentinus sagt genug, und in dem betreffenden Protokoll der zürcherischen Gesellschaft werden ausdrücklich seine wunderbaren Verdienste um die Verwendung der Elektrizität bei Kranken hervorgehoben.<sup>2)</sup> Erst von der Mitte der siebziger Jahre an wird der Conchyliologe geehrt durch die naturforschende Gesellschaft in Danzig, die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, die physiographische Gesellschaft in Lund, die kurfürstliche wissenschaftliche Gesellschaft in Erfurt, die königliche Drontheimische (Tronhiemske?) wissenschaftliche Gesellschaft und, 1797, die Stockholmsche Gesellschaft. Ferner war Spengler Stifter und damit selbstverständlich auch Mitglied der Kopenhagener naturforschenden Gesellschaft.

Neben den Conchylien waren in Spenglers Naturaliensammlung namentlich die Mineralien sehr gut vertreten und, gleichsam als Ergänzung zu jenen, die Versteinerungen. Ausser Naturalien sammelte nun Spengler aber auch noch Kunstsachen, Kupferstiche und Gemälde, Werke seines Kunsthandwerks, fremde und eigene, Münzen und Medaillen, Altertümer u. drgl. Mit einem merkwürdigen Geschick und mit grossem Fleisse arbeitete er sich auch in Gebiete hinein, die ihm nicht zunächst lagen, so in die Kenntnis der Medaillen und Münzen, weshalb ihn auch der König zum Mitarbeiter ernannte an dem grossen Prachtwerk über dänische Münzen und Medaillen, das 1780 begonnen wurde und 1791 in zwei grossen Foliobänden erschien.

Aus Spenglers Kunstkabinet stammt wohl auch der Nautilusbecher, den er im Jahre 1773 der Fischerzunft in Schaffhausen, der Zunft seines Geschlechtes, schenkte, ein aus vergoldetem Silber gearbeitetes Prachtstück von 47 cm Höhe. Herkules mit dem gefesselten Cerberus trägt die als Weltkugel gedachte Nautiluschale, der Deckel zeigt Felsen und Meer mit der Befreiung der Andromeda durch Perseus (?).

Beide Sammlungen wuchsen nach und nach so beträchtlich an, dass Spengler sich genötigt sah, das Haus zu wechseln. An der Vergrösserung der Kunstsammlung war später ganz besonders der zweite Sohn, Joh. Konrad, beteiligt, der auf Reisen sich die nötigen Kenntnisse und Verbindungen erworben hatte. Die berühmte Conchylien-Sammlung ging noch zu Lebzeiten Spenglers in das Eigentum des Staates über, nachdem früher schon die Kaiserin Katharina II. sie zu erwerben sich bemüht hatte.

---

<sup>1)</sup> In Nova Acta, Tom. III (1767) steht unter den Aufgenommenen des Jahres 1761: Dn. Laurentius Spengler, Sereniss. ac. Potentiss. Regis Daniæ et Norvegiæ Mechanicus aulicus. Archyta Tarentinus II. (nicht Archytas). Mitglied-Nummer 646.

<sup>2)</sup> R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Band IV, Seite 157.

Spengler fürchtete angeblich für die vielen zarten Objekte bei der umständlichen Verpackung und Versendung; in der That wollte er sie eben seiner zweiten Heimat, in der sie entstanden, nicht entfremden, und auch selbst sie nicht ganz aus den Augen verlieren. Erst 1804 bot er sie dem Könige an, der sie um die recht bescheidene Summe von 5000 Rdlr ankaufte und im Schloss Rosenborg aufstellen liess. Die übrigen Naturalien und die Kunstsammlung blieben noch lange in der Familie.

Die dritte Thätigkeit, durch die Spengler von der Ausübung seiner Kunst abgezogen wurde, war das Amt des Kunstkammer-Verwalters. Im Jahr 1769 erhielt er (nach Mourier) die Exspectanz für diese Stelle, die damals noch von Gerhard Morel, einem Hamburger, bekleidet wurde. Als dieser im Mai 1771 starb, ward Spengler, der das Kabinet schon genau kannte, der wirkliche Verwalter oder Aufseher. Er erhielt damit ein jährliches Honorar von 600 Rdlr und bedeutende zufällige Einnahmen. Die königliche Kunstkammer umfasste ungefähr das gleiche Allerlei wie sein eigenes Kabinet, sodass er ihr nicht nur ein treuer, sondern auch ein ungewöhnlich kundiger Verwalter sein konnte, und wenn er, wie das zu gewissen Jahreszeiten fast täglich vorkam, die Kunstkammer vorzuzeigen hatte, so that er das nicht wie ein bezahlter Diener, oder wie wenn er damit sein Tagewerk verrichten müsste, sondern wie ein echter Liebhaber, mit Geschmack und Verständnis, mit Zuvorkommenheit und Lust.

Wie wir bereits erfahren haben, war Spengler auf verschiedenen Gebieten, namentlich auf dem naturgeschichtlichen, als Schriftsteller thätig, ein Wagnis, möchte man vielleicht meinen, nach den stellenweise doch recht sonderbaren Proben aus seiner Korrespondenz. Indes schon seine erste Schrift, die Briefe über die Elektrizität, 1754, zeigt uns, dass er einer ganz guten Prosa fähig war und die Sprache korrekt und ordentlich, etwas breit zwar, aber mit guter Laune zu behandeln wusste. An Sinn für eine richtige Schreibweise konnte es ja auch dem Manne nicht fehlen, der schon in jungen Jahren sich gerne in gebundener Rede vernehmen liess und es darin auch besser Geschulten zuvorthun wollte. Solche dichterische Übungen dauerten auch in Kopenhagen fort; wir lesen sogar von geistlichen Liedern, die er verfasst habe<sup>1)</sup>, vermutlich zum Gebrauche in der deutschen reformierten Kirche, deren Hauptstütze der kirchlich gesinnte und opferwillige Mann war. Ein anderes dichterisches Opus aus der Kopenhagener Zeit, eine Erinnerung an den verstorbenen Vater, ist gedruckt auf uns gekommen und findet sich in Schaffhausen noch in einigen Exemplaren, sogar in zwei verschiedenen Auflagen vor. Der Titel, fast so steif und geschraubt wie die darauf folgenden Verse, lautet in der ersten Ausgabe: Kindliches Denkmahl, welches seinem, zwar schon vor einigen Jahren Verstorbenen, Aber im Herzen seiner Söhne immerdar lebenden Verehrungswürdigen Vater, mit dem kindlichsten und dankbarsten Herzen errichtet ein Nachgelassener Sohn. Copenhagen 1755. Bei der zweiten Auflage, ohne Jahreszahl, nennt er seinen Namen und bezeichnet sich als k. dän. Hofkunstdrechsler und als Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher. Dieser Druck muss also manches Jahr später erfolgt sein; er ist etwas opulenter ausgestattet als der erste, indem hier das Gedicht sechs, dort nur drei Folioseiten einnimmt. Beide Auflagen aber waren geziert mit einem Kupferstich O. H. de Lode's nach einem Medaillon-Porträt des Vaters Spengler, das der Sohn nach seiner Weise in Elfenbein gedrechselt hatte. Es zeigt

<sup>1)</sup> Allgem. Litt. Zeitung, 1808, X, Seite 551.

den Kopf ausnahmsweise nicht im Profil, sondern in dreiviertel Vorderansicht und wurde für seine beste derartige Arbeit gehalten. Auch in diesem Bilde hat der liebende Sohn offenbar des Guten zuviel gethan, und den einfachen Mann etwa wie einen im Hofgewand prangenden königl. dänischen Justizrat dargestellt.<sup>1)</sup>

Der dänischen Sprache wurde Spengler nach und nach vollständig mächtig, in der Rede wie in der Schrift, doch blieb ihm die deutsche Sprache lieber; sie wurde auch im Hause vorzugsweise gesprochen. Im Verkehr mit den vielen fremden Besuchern, unter denen besonders viele Franzosen, und bei dem schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Naturforschern, stellte sich bald die Kenntniss der französischen Sprache als Bedürfnis heraus. Spengler fing daher zu lernen an und brachte es mit Hülfe eines Sprachlehrers, eines Schweizers Namens Räber, so weit, dass er sich in seinen Gebieten gut auszudrücken verstand. Der englischen Sprache, so nützlich sie gewesen wäre, blieb er abhold; dagegen verdross es ihn, nicht Latein zu verstehen; doch scheint er hier auf Abhülfe verzichtet zu haben, vermutlich weil er gelehrte Fachgenossen genug in seiner Nähe und zu Freunden hatte.

Spengler hätte nicht so vieles leisten können, wenn er nicht so ausserordentlich ängstlich mit der Zeit hausgehalten hätte. Ausser dem gelegentlichen Verkehr in der Familie, wo man ihn als stets gut aufgelegten humoristischen Erzähler gerne anhörte, kannte er keine Zerstreuung. Vom Kartenspiel wollte er nichts wissen; er besuchte keinen Klub, kein Theater. Die Musik machte ihm übrigens Freude; er hatte selbst in jungen Jahren das Flötenspiel geübt und fand später am Klavierspiel einer talentvollen Tochter Gefallen. Das Reisen scheint er als eine rechte Zeitvergeudung angesehen zu

<sup>1)</sup> Der Anfang des Gedichtes lautet:

Herz und Auge werden wach, und wie könnt' ich mich der Zähren,  
 Und des Kummers und des Grams und der Wehmuth wohl erwehren,  
 Wenn mein Geist an dein Erblassen, längst verklärter Vater denkt,  
 Und in deines Grabes Grüfte schüchtern seine Blicke senkt?  
 Doch ermanne dich, mein Geist, such auf seinen Hofnungsgrüften  
 Noch ein Mahl der Dankbarkeit, noch ein Denkmahl hinzustiften:  
 Kan ihn gleich der Söhne Auge lebend nicht mehr wiedersehn,  
 Ey so soll es doch im Denkmahl und im Abriss noch geschehn.  
 Möchte doch nur diesmal mein Gedicht nach Wunsch gelingen!  
 Möchte ich dein würdig Bild so auf diesen Bogen bringen,  
 Wie mir des Gesichtes Bildung durch der Drehkunst Fleiss geglückt!  
 Dass ich sie durch künstlichs Drehen selbst in Elfenbein gedrückt.  
 Welche drauf ein wehrter Freund, wie wir hier den Abdruck haben,  
 Mit der grössten Aehnlichkeit hartem Kupfer eingegraben.  
 Möchte nun auch meine Feder, möchte sie so glücklich sein,  
 Unsern Freunden, Kindern, Enkeln, auch der Seele Bild zu weihn!  
 O wie sehnlich wünsche ich, in recht wohlgetroffenen Zügen  
 Meiner Freunde theure Schaar so empfindlich zu vergnügen,  
 So wie öfters kleine Reime, und ein kindlicher Gesang,  
 Der aus einer Brust voll Liebe, obschon heisrer Flöte, drang,  
 Unsern nun höchstselgen Greis auf das süsseste ergötzte,  
 Und sein liebend Vaterherz in die grösste Inbrunst setzte.

Der Verfasser, heisst es bei Mourier, überreichte das Gedicht verschiedenen Personen von Rang, unter andern auch dem Bischof von Seeland, P. Hersleb, dem dänischen Chrysostomus, der mit Fug die Dichtung und besonders die Ehrerbietung des Sohnes pries, die jeder Ausdruck so herzlich bezeugte. So ungefähr wie der vorsichtige Bischof wird man auch heutzutage zu urtheilen geneigt sein: das Beste an den Versen ist die gute Gesinnung des Sohnes.

haben; an einen Besuch der alten Vaterstadt dachte er nicht von ferne, ja er kam sozusagen nicht einmal aus Kopenhagen heraus. Der einzige Ausflug, sagt Mourier, in der langen Zeit von 64 Jahren, ging nach Helsingör, Friedrichsburg und andern merkwürdigen Städten des Inselreichs. Er war auch in einem Sommer mit seinem Freunde, dem Pastor (und Conchyliologen) Chemnitz, in dem berühmten Ramlösa-Brunnen, in Skaane. «Aber das war auch sein non plus ultra.» Eine solche Selbstbeschränkung galt schon damals für absonderlich, und nun erst nach unsern heutigen eisenbahn- und ferienmenschlichen Begriffen wird man sie als zu engherzige Auffassung der Pflicht, und gar bei einem Naturforscher als zu starke Einengung des Gesichtskreises, als Stubengelehrtentum u. drgl. bezeichnen. Doch Spengler befand sich gut dabei; er gewann Zeit, sehr viel Zeit, und das war ihm Grund genug, von seiner Eigenart nicht zu lassen.

Und noch in einer Sache, wo alles anderer Meinung war, hielt Spengler an seinem Standpunkt fest. Nach Landesbrauch hätte es sich für einen Mann von seiner Stellung und seinem Ansehen geschickt, sich um einen Rangtitel zu bemühen (nach Mourier scheint es damals neun verschiedene Rangstufen gegeben zu haben), und Freunde und Gönner drangen in ihn, hiefür die nötigen Schritte zu thun. Aber Spengler setzte allen Zumutungen seine unerschütterliche Weigerung entgegen. Ihm war der Titel Kunstkammer-Verwalter völlig genug, den führte er mit Fug und Recht, und dessen freute er sich. Etwas anderes schien ihm völlig überflüssig.

Im Jahr 1794 besuchte der Kupferschmieds-Geselle Joh. Conrad Fischer aus Schaffhausen, der nachmalige Gründer der berühmten Stahlfabrik im Mühlenthal, seinen Grossonkel Spengler in Kopenhagen. Er schreibt darüber in seinem «Tagebuch»<sup>1)</sup>: In Kopenhagen kam ich zu meinem Grossoncle, Herrn Laurenz Spengler, Hofdrechsler und Kunstkammerverwalter (wie man ihn damals nannte), zu wohnen. Als gemeiner, und man dürfte wohl hinzusetzen, armer Drechslergesell, denn sein Vater arbeitete als Maurer hier im Taglohn, reiste er von hier weg, vervollkommte sich aber bei dem damals einen europaeischen Ruf geniessenden Kunstdrechsler Täuber in Regensburg, und später in Amsterdam und London dergestalt, dass ihn, als er nach Copennagen kam, der damalige König Friedrich V. zum Hofdrechsler ernannte, ihm Wohnung im Schloss anwies, später wegen seiner vielseitigen Bildung zum Bibliothekar der Königin, und nach diesem zum Kunstkammerverwalter ernannte. In ganz andere Kreise von Personen nun eingeführt, als mich früher mein Stand, der mir indessen dadurch nicht erleidete, und dessen ich mich, wenn auch später durch allerhand Lebensereignisse zu etwas Höherem berufen, nie geschämt, versetzt hatte, benutzte ich den Aufenthalt bei ihm so gut als möglich; lernte dänisch und englisch, erlernte die Drechslerkunst, alles gemeinschaftlich mit meinem Freund Wibert, besuchte durch

<sup>1)</sup> Tagebuch einer Reise von Kopenhagen nach Stockholm im Frühjahr 1794. Von Joh. Conrad Fischer, Kupferschmieds-Gesellen von Schaffhausen in der Schweiz. Schaffhausen 1845. Seite XVII ff. — Es mag, obschon es genau genommen nicht hieher gehört, hier auch noch mitgeteilt werden, welchen Eindruck Fischer bei seinen Verwandten in Kopenhagen hinterlassen hat. Der Sohn Joh. Conrad Spengler schreibt am 7. Juni 1794 an den Bildhauer Schmid in Rom: «Diesen Winter haben wir Besuch gehabt von dem jungen Fischer aus Schaffhausen und dem jungen Wybert aus Basel. Sie können sich kaum denken, was der Fischer für ein geschickter junger Mensch ist, — und alle die Wissenschaften, auf die er sich mit gutem Erfolg gelegt hat; wenigstens scheint es beinahe unglaublich, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit er dazu in seiner Vaterstadt gehabt hat.»

besondere Vergünstigung die Privatvorlesungen über Physik, die der damalige Kammerherr, später Hofmarschall von Hauch, einem Auditorium von Herren und Damen vom Hof, unterstützt durch eine ausgesuchte Sammlung von Instrumenten aller Art, ertheilte, und verweilte oft mit meinem Grossoncle in seiner kostbaren Conchylien-, Mineralien- und Gemäldesammlung, deren Werth auf 12,000 Dukaten geschätzt wurde. Von einem, wie ich bereits erwähnt, armen Drechslergesellen wurde er nach und nach durch seine grossen Talente und seinen unermüdlichen Fleiss, und namentlich anerkannt als einer der grössten Conchyliologen seiner Zeit, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Europa. Er genoss die Gunst aller Könige unter denen er gelebt, und obschon von Struensee vorgezogen und beehrt, und, weil am Hof und im Vertrauen von den ausgezeichnetsten Männern, genau mit allen Fäden der Intrigue gegen diesen Günstling des Glücks und der Königin bekannt, war er einer von den wenigen, auf die die Folgen dieses blutigen Dramas keine Wirkung hatten, und er alle seine Stellen, und die Achtung und das Wohlwollen Hoher und Niederer bis zu seinem Tode, der im 87. Jahre erfolgte, behielt. » Was hier nach engerem persönlichen Verkehr ein anderer tüchtiger Schaffhauser über unsern Spengler aussagt, hat seinen eigenen Wert, wenngleich ein paar Angaben nicht so genau übereinstimmen mit dem, was wir wissen, und andere nur wiederholen, was uns schon bekannt ist. Neu für uns ist darin das Bibliothekariat Spenglers bei der Königin, wahrscheinlich der Königin Juliane Marie, und von ganz besonderem Interesse die Mitteilung über den Verkehr Spenglers mit Struensee und sein taktvolles Verhalten während des ganzen schlimmen Handels. Den Arzt Struensee mag wohl zunächst Spenglers Ruf als Elektriker bestimmt haben, dessen Bekanntschaft zu suchen; das weitere wird sich dann bei der angenehmen und verständigen Umgangsweise des mittheilsamen und auf so manchem Gebiet auch besonders mitteilungsfähigen Mannes von selbst ergeben haben.

Es erübrigt noch, das wichtigste über Spenglers eigene Familie mitzuteilen. Der schwere Entschluss zur Heirat erfolgte erst im Jahre 1756; die Auserwählte des Herzens war eine Jungfrau Gertrud Sabina Trott, die 17 $\frac{1}{2}$ -jährige Tochter eines aus Sachsen gebürtigen Herrn Joh. Caspar Trott, Sekretärs im Zollhaus, dessen Gattin eine geborene Munzinger aus Basel war. Die fröhliche Hochzeit fand am 30. Juli des genannten Jahres statt und wurde von den Freunden durch Hochzeitsgedichte (Bryllupsverse) gefeiert, von denen uns noch drei verschiedene, in Folio gedruckt, erhalten sind. Als Verfasser nennen sich: der schon erwähnte Sprachlehrer J. R. Räber aus Aarau, ein weiter nicht bekannter Andreas Schumacher, und die in Kompagnie dichtenden J. H. Chemnitz, damals noch Hofmeister, und J. G. Schmidt, gleichfalls Hofmeister.<sup>1)</sup> Die Ehe war eine sehr glückliche; die Gattin hatte ein heiteres Gemüt, genügende Bildung, auch sprachliche Kenntnisse, und führte das Hauswesen musterhaft. Mourier erzählt, dass nach etwa zwanzigjähriger Ehe der um vieles ältere Gatte seine geliebte Frau durch eine Rente für die Zukunft sicher stellen wollte. Zu

<sup>1)</sup> Solche Epithalamien scheinen damals üblich gewesen zu sein, eine willkommene Gelegenheit, sich in Überschwänglichkeiten zu ergehen. Proben wird man nicht erwarten; ich führe nur den Titel des Räberschen Poëms an: Auf das Spengler- und Trottische Hochzeit-Fest, welches am 30. Julii 1756, in höchster Freude und Vergnügen vollzogen wurde, wolte in einigen zwar schlechten, doch gebundenen Zeilen sein innigstes Vergnügen bezeugen, ein des Werthgeschätzten Braut-Paares zwar unwürdiger aber doch aufrichtiger Freund J. R. Räber.

dem Ende musste er sich aus seiner Vaterstadt einen Geburtsschein verschaffen, der dann auch durch den damaligen Antistes J. H. Oschwald ausgestellt und mit den ehrenden Worten eingeleitet wurde, die ich der Biographie vorangestellt habe. — Jene löbliche Vorsicht erwies sich indes als überflüssig; Spengler überlebte seine Lebensgefährtin um fast zwanzig Jahre; sie starb nach kurzer Krankheit am 12. Mai 1789. Aus der Ehe gingen 8 Kinder hervor, 3 Söhne und 5 Töchter; die Töchter verheirateten sich zu ihrer Zeit, zumeist an Schweizer, die in Kopenhagen ansässig waren.<sup>1)</sup> Von den Söhnen starb der älteste, Lorenz, geboren 1763, schon im Jahre 1801; er soll, wie in einem Briefe des Spiegelfabrikanten Spengler zu lesen, nicht besonders begabt gewesen sein; der zweite Sohn, Joh. Konrad, verdient eine besondere Besprechung; der dritte, Joh. Kaspar, geboren 1772, wurde kaum ein halbes Jahr alt. Auch die zu Jahren gelangenden Söhne hatten keine Nachkommen, und so ging das Kopenhagener Reis unsers Spengler-Stammes nach kurzer Blüte wieder ein.

Über das Äussere des Lorenz Spengler sind wir nur ungenügend unterrichtet. Man möchte meinen, dass er in jüngeren Jahren ein stattlicher Mann gewesen sei, wenn nicht etwa das «blendende Ansehen» (im neunten Brief) ein blosser Scherz ist. Ein schönes Gesicht zeigt der aus dem Titelbild uns freundlich und klug anblickende Mann gerade nicht; aber die Vorderansicht scheint nur nicht günstig zu sein, denn ein späteres Bild, Zeichnung in Seitenansicht von dem Miniaturmaler Höyer (1776) zeigt uns ein wohl ausgeprägtes, ganz prächtiges Profil. Auch in den spätern Jahren blieb Spengler ein rüstiger Mann; die gesunde Seele in gesundem Körper blieb ihm bei seinem regelmässigen, thätigen und von Leidenschaften unberührten Leben bis ans späte Ende erhalten. Von Alterskrankheiten erfuhr er nichts; er nahm auch alle Zähne mit ins Grab. Auf der Kunstkammer musste er den Verdruss erleben, dass ein ganz besonders wertvolles Objekt, die sogenannten goldenen Hörner, durch Raub abhanden kam; sonst hatte ihm deren Verwaltung nichts als Freude und Befriedigung gewährt, und ihr widmete er auch, so lange es anging, seine Thätigkeit; nur das Amt des Fremdenführers hatte er mit königlicher Erlaubnis bei Zeiten an den jüngern Sohn abgetreten, der dann auch sein Amtsnachfolger wurde. Lorenz Spengler starb, nachdem er erst in der letzten Woche ein paar Tage bettlägerig gewesen, am 20. Dezember des Jahres 1807 und wurde am darauffolgenden Weihnachtstage von den zahlreichen Kindern und Enkeln zu Grabe geleitet.

<sup>1)</sup> Die älteste Tochter, Bernhardine, verheiratete sich mit einem Kaufmann Joh. Jakob Fröhlich aus Brugg, der es bis zum Schiffsbesitzer und königlichen Agenten brachte. Der jüngste Sohn aus dieser Ehe spielt in folgender hübschen Geschichte mit. Am Aschermittwoch 1873 feierte die Fischerzunft die hundertjährige Erinnerung an die Becherschenkung (s. Seite 19). Die festlich dankbare Stimmung blieb nicht aus und machte sich Luft in einem telegraphischen Hoch auf die Nachkommen des Kunstkammerverwalters Spengler; das Telegramm ging ab an die «Familie Spengler in Kopenhagen» und war unterzeichnet von den «dankbaren Zunftgenossen der Fischern». Wagen gewinnt! Das Telegraphenamnt in Kopenhagen war so freundlich, auf die Suche zu gehen, und kam auch schliesslich — fünfundreissig Jahre nach dem Tode des letzten Kopenhagener Spengler — auf die richtige Spur; denn vier Tage später traf folgendes Telegramm in Schaffhausen ein: «An die Familie Fischer, Schaffhausen. Spenglers sechsendachtzigjähriger Enkel sendet an die Familie Fischer seinen herzlichsten Dank für die durch das Telegramm erwiesene Aufmerksamkeit. Heinrich Lorenz Fröhlich.» — Der Gatte der zweiten Tochter, Johanna Konradine, war ein Gerbermeister Emanuel Basler aus Basel; die dritte Tochter, Gertrud Maria, wurde von einem Kaufmann Thomas Potter aus Edinburgh heimgeführt, und die vierte, Juliane Maria, war mit dem schon oft citierten Pastor F. Ludw. Mourier aus Genf vermählt. Die fünfte Tochter, Casparine, war, als Mourier seine Lobrede schrieb, noch nicht verheiratet.

Der etwas ältere Zeitgenosse Joh. Caspar Füesslin sagt (1774) von ihm<sup>1)</sup>: « Spengler hat eine seltene Gleichförmigkeit des Gemüts, daher es auch kam, dass er sich auf so viele Studien legen konnte, als er für sich nur dienlich zu sein erachtete. Sein munterer Umgang, sein hurtiger und lebhafter Verstand, sein fähiges Gedächtnis, und sein unermüdeter Fleiss, verbunden mit einer ungeheuchelten Gottesfurcht, machen wesentliche Züge seines Charakters aus. » Spengler war kein genialer Mensch; er besass aber vortreffliche Eigenschaften des Herzens, eine vielseitige Begabung und eine gesunde Tüchtigkeit; und damit gelangen ihm die grossen Erfolge, und erwarb er sich die ungewöhnliche Achtung und Beliebtheit, deren er sich bei Hoch und Niedrig erfreute.

\* \* \*

Joh. Konrad, der zweite Sohn unseres Lorenz Spengler, ist am 22. Juli 1767 geboren. Er wird von Nagler als Zeichner und Elfenbeinarbeiter bezeichnet; auch Hs. Heinr. Füssli glaubt von ihm zu wissen, dass er die Kunst seines Vaters geübt habe. Werke der Elfenbein-Kunst kennt man indes nicht von ihm; er hat diese auch ohne Zweifel bei weitem nicht so intensiv und so lange getrieben wie sein Vater. Schon 1789 (oder früher) ist er auf Reisen, und zwar nicht, um sich in seiner Kunst zu vervollkommen, sondern um allgemeine Kunstkenntnisse zu sammeln. Sein Vater Lorenz schreibt darüber an Schmid, den Gehülfen Trippels in Rom<sup>2)</sup>: « Mein jüngster Sohn, Conrad, der lange in England und Frankreich gewesen, und nun in der Schweiz ist, wird sobald die heissen Monate vorüber sind, seinen Weg nach Rom nehmen, welches Ende August oder Anfangs Septembere vermuthlich geschehen wird. Ihme ist die Ehre vorbehalten die vortrefflichen Werke eines Trippels im Lande der Künste zu besehen und zu bewundern. Ihnen wehrter Freund, und dem Hr: Trippel empfehle ich diesen meinen Sohn zu Ihrer schätzbaren Freundschaft. Er hat viel schönes gesehen und es mit Nutzen zu seinem Zweck anzuwenden gewusst, da er ein glückliches Auge hat, die Kunst zu kennen und zu betrachten. Was muss ihn das nicht freuen, Landsleute und Mitbürger in einem Lande anzutreffen, welches wohl mit Recht die Mutterstatt der Künste genennt zu werden verdient, u. s. w. Vermelden Sie diesem meinem Alten Freund meine Hochachtung und Ergebenheit, u. s. w. » Mourier sagt, dass dieser talentvolle Sohn verschiedene Male einen grossen Teil der europäischen Länder besucht

<sup>1)</sup> Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Band IV, Seite 150.

<sup>2)</sup> Copenhagen, 30. Juni 1789. — Unter den Trippel-Papieren der zürcherischen Kunstgesellschaft finden sich vier Spengler-Briefe. 1. Auszug (und eigenhändige Abschrift Trippels) aus einem Briefe unsers Lorenz Spengler an eine unbekannte dritte Person, datiert vom 3. Juli 1776; handelt von der Anerkennungs-Medaille (siehe meine Trippel-Biographie, Seite 12). 2. Der eben citierte, ziemlich kurze Brief vom 30. Juni; er handelt von einer Sendung von Chalcedonen und Onyxen aus Irland und Ferro, die Spengler für Trippel zu besorgen hatte; dann von einer Geldangelegenheit, der Unterstützung Schmidts durch frühere Gönner in Kopenhagen; endlich von dem Besuche des Sohnes in Rom. 3. Brief des spätern Spiegelfabrikanten Lorenz Spengler an Schmid in Rom, vom gleichen Datum wie der zweite Brief, der diesem beigeschlossen war. Spengler erzählt seine eigenen Erlebnisse und diejenigen von beidseitigen Bekannten. 4. Joh. Konrad Spengler an Schmid in Rom; Copenhagen, 7. Juni 1784. Betrifft den Tod Trippels und das unvollendete Schwarzenberg-Denkmal; den Brand von Schloss Christiansburg; ein in Kopenhagen zu errichtendes Freiheits-Monument; den Besuch Fischers in Kopenhagen; die Besorgung von Halbedelsteinen für den Steinschneider Hecker in Rom, ebenso von Marmorblöcken durch den Spediteur Fröhlich; allerlei Personalnachrichten u. s. w.

habe, teils um Geschäfte abzuschliessen, teils um seine Kenntnisse zu vervollständigen. Das war eine Vorbereitung nicht für einen ausübenden Künstler, sondern für einen Museumsdirektor. In der That erhielt Joh. Konrad Spengler auch bald die Anwartschaft (Exspectanz) auf die Kunstkammer-Verwaltung und nahm (wie wir bereits wissen) seinem Vater hier bei Zeiten einen Teil der lästigeren Funktionen ab; ausserdem wurde er zum Direktor der königlichen Gemäldegalerie ernannt. Hier erlebte er gleich im Anfang seiner Thätigkeit den ersten Schlossbrand von Christiansburg. Er schreibt hierüber<sup>1)</sup>: « Ich habe seit geraumer Zeit auch meine Plage gehabt; kaum hatte ich die Galerie auf der Kunstkammer, zu deren Vervollkommnung ich die Erlaubniss gehabt, die besten Gemälde auf denen verschiedenen königlichen Schlössern auszusuchen, fertig, so ereignete sich die betrübte Begebenheit mit Abbrennung des Schlosses Christiansburg, wobei die Kunstkammer in so grosser Gefahr geriet, dass alles heruntergerissen und weggeschleppt werden musste. So wie Christiansburg nun steht, weiss ich es mit nichts näheres zu vergleichen als das Coliseo. — — Von der neuen Galerie auf Christiansburg haben wir alle Gemälde gerettet bis auf 7 Stück, nicht aber ohne Lebensgefahr, indem es nicht so leicht wäre, sie herunter zu kriegen, weil jedes Stück mit der Rahme angeschraubt wäre, und keine Leitern zu haben waren. » Die intime Beschäftigung mit den Gemälden gab denn auch für seine ganze spätere Thätigkeit den Ausschlag. So unternahm er in Verbindung mit Brönstedt, Lund und Krossing ein Galerie-Werk, das die Gemälde des königlichen Museums in lithographischen Abbildungen zur Darstellung bringen sollte, d. h. wie der ausführliche dänische Titel genauer angiebt, die Bilder-Sammlungen der Schlösser Christiansburg, Kopenhagen, Friedensburg und Friedrichsburg. Es erschien von 1831 an und war bis zu Spenglers Tode auf sieben Hefte zu vier Blättern gediehen. Ob er sich hiebei selbst als Zeichner bethätigt hat, wird nicht gesagt. Ferner verfasste er einen Katalog der königlichen Bildergalerie von Christiansburg (1827), noch früher einen Beitrag zur dänischen Kunstgeschichte (1818) und eine Lebensbeschreibung Marcus Tuschers. Nach dem Tode seines Vaters wurde ihm die Stelle des Kunstkammerverswalters in aller Form zu Theil, nachdem er sie in Wirklichkeit seit Jahren schon mehr oder weniger vollständig versehen hatte. Seine öffentlichen Verdienste wurden vom Könige durch den Dannebrog-Orden belohnt; überdies erfreute er sich — dem Brauche sich willig fügend — des Titels eines Staatsrates. — Mit der Galerie seines Vaters hatte er sich schon frühe beschäftigt und an ihrer Vergrösserung lebhaft teilgenommen. Im Jahr 1809 gab er darüber eine « Kort Udsigt over den Spenglerske Malerie-Samling » heraus. Sie umfasste mehr als 1600 Zeichnungen von alten und neuen dänischen Meistern, auch solche von vielen andern Künstlern; ferner wertvolle Gemälde und Kupferstiche. — Joh. Konrad Spengler starb 1838; das Spenglersche Kunstkabinet, über das im Jahr 1839 ein in französischer Sprache verfasster Katalog erschien, gelangte zur Versteigerung; es mögen dabei manche Stücke der Elfenbeinkunst des Vaters in alle Winde zerstreut worden und für unsere Kenntnis verloren gegangen sein.

Es existiert ein (dem Verfasser nicht bekanntes) Bild Joh. Konrads, ohne Namen des Stechers.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> In dem eben unter Nr. 4 erwähnten Briefe.

<sup>2)</sup> Die meisten dieser Angaben nach Nagler, im Künstlerlexikon, Band XVII, Seite 132.

Öfter als das des Sohnes ist das Bildnis des berühmteren Vaters gemalt und gestochen worden. Ich kann folgende aufführen:

### I. Ölbilder.

1. Lebensgrosses Brustbild, der Künstler im Hauskleid mit roter Mütze. Maler nicht bekannt. Höhe 76, Breite 60 cm. Besitzer Hr. Habicht-Oechslin.

Vorlage für unser Titelbild und mutmassliche Vorlage für den Stich von Müller, also nicht nach 1762 gemalt.

2. Lebensgrosses verkürztes Brustbild, wahrscheinlich Kopie des vorigen, mit kleinen Abweichungen in den Gesichtszügen und den Falten der Kleidungsstücke. Maler unbekannt. Höhe 58, Breite 48 cm. Besitzer Hr. Wilhelm Habicht.

3. Lebensgrosses Brustbild, der Dargestellte in Perücke und eleganter Kleidung, Rock grau, Weste blau; die linke Hand hält ein kleines Elfenbeinkunststück, dahinter stehen grössere Arbeiten. Höhe 76, Breite 61 cm. Gemalt von Vigilius Erichsen. Wurde im Jahr 1827 von dem Sohne Joh. Konrad in die Kunstkammer geschenkt und befindet sich gegenwärtig in dem national-historischen Museum im Schloss zu Frederiksborg.

Spengler erscheint hier jugendlicher und feiner als in Nr. 1; auffallend ist, dass auch hier die linke Augenbraue höher geschwungen und stärker ist als die rechte.

4. Ein Bildnis, Spengler in Hoftracht, soll sich im Besitze der Familie von Joh. Konrad Fischer befunden haben. Es ist in Schaffhausen nicht mehr aufzufinden, vielleicht mit den nach Österreich ausgewanderten Nachkommen dorthin verschwunden.

5. Von Mourier erfährt man über das Porträt Spenglers nichts weiteres, als dass es wiederholt gemalt und gestochen worden sei, zuletzt im Jahr 1802. — Über das Verbleiben auch dieses Bildes habe ich nichts erfahren.

### II. Kupferstiche.

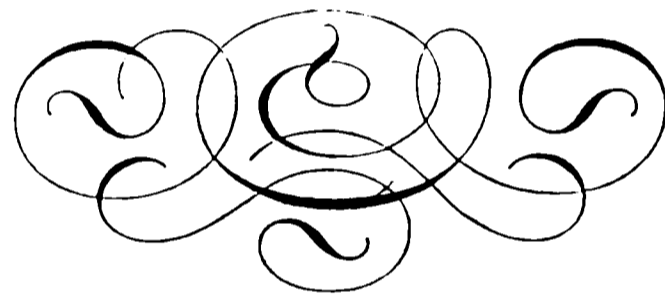
1. Kupferstich von Wilhelm Andreas Müller nach dem Oelbild 1, gegenseitig und mit Zugabe eines umrahmenden Gemäuers und eines Tisches, auf welchem so etwas wie ein « Kunstauge » steht. Höhe 240, Breite 189 mm. Unterschrift: Laurentius Spengler, S. R. M. Dan. et Norw. Toreutes Aulic. et Academ. Cæs. Nat. Curios. Sodalis. W. A. Müller f. 1762. (Eine etwas rohe Arbeit.)

2. Radierung in Joh. Rudolf Schellenbergs Art, wohl nach einem der Schaffhauser Ölbilder. Verkürztes Brustbild in einem Oval von 70 mm Höhe, vor dem ein schwebender Putte den Vorhang wegzieht. In J. C. Füesslins Gesch. d. best. Künstl. etc. Band IV (1774).

3. Stich von Meno Haas, nach Höyer. Kurzes Brustbild in Seitenansicht (en médaillon), nach links gewendet. Höhe 196, Breite 137 mm, innerer Durchmesser des Medaillons 110 mm. Unterschrift: Lorenz Spengler, Aufseher der Königl. Dän. Kunst- und Naturkammer, Mitgl. d. Röm. Kays., Zürcher und Berl. Naturf. Gesellsch. — Cornel Höyer del. — Hafn. 1776. — Meno Haas sculs. (Ein sehr hübsches Bild.)

4. Verkleinerte gegenseitige Wiedergabe von Nr. 3, durch Jakob Samuel Walwert. Höhe 155, Breite 101, innerer Durchmesser des Medaillons 74 mm. Unterschrift gleichlautend wie oben. J. S. Walwert sc. Lipsiæ. Titelblatt zu F. H. W. Martini, Geschichte der Natur, Band IV.

5. Grössere Vignette, ein Bibliothekzimmer darstellend, der Boden mit Korallen und Muscheln belegt, in der Mitte eine Pyramide mit dem Medaillon-Porträt Spenglers nach Höyer; darauf die Umschrift: Lorenz Spengler, und darunter die Worte: Amicorum optimo posuit J. H. Chemnitz. An der Pyramide und mit den Naturalien sind ein paar Kinder beschäftigt. — Höhe 86, Breite 133, Höhe des Medaillons 26 mm. An den untern Ecken ist mit Hülfe der Lupe knapp zu entziffern: ?? Grossmann (Carl August?) inv. — ? Stahl (Joh. Ludwig?) fec. — In Band 4—8 und 11 von Martini und Chemnitz, Conchylien-Cabinet.



## 2. Über Elfenbein und Elfenbeinkünste.

Zwei Abhandlungen Spenglers über Elfenbein und Elfenbeinkunst bieten willkommene Veranlassung, einiges Allgemeine über diese Dinge vorzuschicken. Die erste Abhandlung Spenglers über Elfenbein-Angelegenheiten ist ein Brief (vom Januar 1776) an den Archäologen Heyne in Göttingen, in dem er die erbetene Auskunft darüber giebt, wie er sich das Verfahren der Alten bei der Herstellung der kolossalen Elfenbeinstandbilder denkt. « Ich habe, sagt Heyne, von einem grossen Kunstverständigen, dem Königl. Dänischen Hofkunstdrechsler, Herrn L. Spengler, beträchtliche Erläuterungen und Belehrungen erhalten. Einen Künstler über seine Kunst sprechen zu hören, ist für mich eine sehr angenehme Unterhaltung; um wie viel mehr muss sie es dann sein, wenn des Künstlers Kenntnisse, mit Nachdenken über seine Kunst verknüpft, die Lehrbegierde befriedigen können. » In seiner Abhandlung<sup>1)</sup> vermengt Heyne, zum Teil inniger als schicklich ist, die Angaben Spenglers mit dem eigenen archäologischen Wissen; doch lässt sich, wie der Verfasser selbst, gleichsam zur Entschuldigung, voraussetzt, das Spenglersche Eigentum nicht allzuschwer herausfinden. Heyne hatte früher<sup>2)</sup> die Ansicht geäussert, dass die einzelnen Elfenbeinstücke, bevor sie zur Statue zusammengefügt werden, schon die richtige Gestalt der Oberfläche, vielleicht mit Hilfe der Drehbank, werden erhalten haben. Dem gegenüber entwickelt Spengler seine Vorstellungen von dem Verfahren folgendermassen: « Der Künstler verfertigte vor allen Dingen im Kleinen aus Thon das Bild, das er aus Elfenbein im Grossen zu verfertigen gesonnen war. Wenn dieses Modell alle Verhältnisse der Teile durch die Hand des Künstlers erlangt hatte, so machte er sich einen verjüngten Massstab nach seinem Modell und übertrug denselben ins Grosse; dieser musste ihm zeigen, wo alle Teile eines jeden Gliedes an seiner grossen Figur hingehörten.

« Es wäre vielleicht nicht unmöglich, eine Figur aus elfenbeinernen Stücken zusammenzusetzen, ohne die inwendige Höhlung auszufüllen; sie würde jedoch weniger Festigkeit haben und leicht leiden. Besser ist es also, dass sie inwendig ausgefüllt ist; die Ausfüllung heisst der Kern. Diesen machte der Künstler aus dem trockensten und festesten Holze, das nur zu erhalten stand, nach dem Verhältnis seiner Figur und nach dem Verhältnis der Klötze seines Elfenbeins. Um diesen Kern baute er nun, von unten auf und neben einander, Klötzchen auf Klötzchen von Elfenbein, so lange, bis er eine Masse erhielt, so gross als seine Figur sein sollte. Diese sehr natürliche Zusammensetzung erfordert bloss eine fleissige und geschickte Hand, damit die Fugen der Würfel

---

<sup>1)</sup> Noch einige Erläuterungen über die alten Kunstwerke aus Elfenbein in Heyne, antiquarische Aufsätze. II. Seite 149—171.

<sup>2)</sup> *Super Veterum eborae etc.* in *Novis Commentariis soc. Götting.* I. 2 (1769), Seite 96 ff. Übersetzt in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste. Bd. XV. Seite 1 u. 193.

so dicht aufeinander passen, als wenn alles aus einem Stücke bestände. Der Leim oder Kitt, womit alle Stückchen Elfenbein an einander und auf einander geleimt werden, ist so weiss wie das Elfenbein selbst, und bekommt auch mit der Zeit seine Härte; er ist aus Materien zubereitet, die sich im Wasser nicht auflösen lassen, und dergleichen Kitte sind bekannt genug.

« Erst dann, wenn die Figur im Groben aus einem mit Elfenbein überzogenen Kern vor ihm da stehet, fängt der Bildhauer an, sie zu bearbeiten. Er folgt seinem kleinen Modell und trägt jeden Grad seines verjüngten Massstabs in den grössern über; und nun braucht er seine Meissel. Diese Meissel sind an ihrem vordern Ende entweder ganz gerade oder nach allerlei Zirkelbogen ausgehöhlt. Sie pflegen vorne in der Breite von einem Viertelzoll bis zu zwei, drei Zoll zu sein, je nach der Grösse des Werks, das der Künstler unter Händen hat. Nur werden die Meissel, die man beim Elfenbein braucht, von den Meisseln beim Holz, als einer weichern Masse, darin verschieden sein, dass sie an ihrer äussersten Schneide nicht so dünn zulaufen, sondern etwas abgestumpft sind, und dass ihnen der Zeugschmied eine weit stärkere Härte giebt. Es versteht sich von selbst, dass der Künstler dafür gesorget hat, damit an allen Stellen, hohen und tiefen, überflüssiges Elfenbein vorhanden ist, und die auf einander gesetzten Klötzchen dick genug sind, dass er seinen Entwurf verfolgen kann. Hat er diesen in etwas ausgeführt, so geht er schrittweise sanfter zu Werke. Raspen und Feilen waren schon seit den frühern Zeiten den Alten nicht unbekannt; diese Werkzeuge dienen, um alle Unebenheiten und Kanten glatt zu machen. Auch mit Schaben lässt sich dies bewirken. Die Haifischhäute dienen noch mehr dazu; und mit Bims- oder andern feinen Sandsteinarten, zerstoßen und gesiebt, lässt sich durch Reiben mit einem in Wasser eingetauchten leinenen Lappen diese Arbeit noch mehr verfeinern. Der hohe Glanz wird mit fein geschabter Kreide und Baum- oder anderem Öl durch Reiben hervorgebracht. Diese Behandlung, wo sie nicht die einzig wahre ist, ist wenigstens den Regeln der Kunst am angemessensten; und so bestätigt sich, dass keine Dreh- noch andere Maschine hiezu etwas hat beitragen können. Alles musste lediglich durch die Hand des Bildhauers mit einfacher Hilfe der Meissel, die bald ausgehöhlt, bald gerade, bald breit, bald schmal u. s. f. waren, mit freier Faust verfertigt werden.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Quatremère de Quincy (le Jupiter olympien, cit. bei Blümner) bestreitet die Richtigkeit der Annahmen Spenglers, und Blümner (Technologie u. Terminologie der Gewerbe u. Künste bei Griechen u. Römern) giebt ihm Recht. Beide nehmen, wie anfänglich Heyne, an, dass die einzelnen Stückchen schon genau nach dem Modell hergerichtet waren, bevor sie eingesetzt wurden, und dass dann nur noch eine allgemeine Überarbeitung des Werkes mit Feilen u. dgl. nötig gewesen. Spenglers Verfahren, sagen sie, sei eine Materialverschwendung. Nun, was die Materialverschwendung betrifft, so ging es ohne eine solche bei dem ungünstig gestalteten Rohstoff so wie so nicht ab, seien nun die einzelnen Klötzchen vor oder nach dem Einsetzen behauen worden; es kann sich also hier nur um ein kleines Mehr oder Weniger handeln. Spengler legt offenbar das Hauptgewicht auf das genaue Zusammenfügen seiner « Würfel », d. h. der rechtwinklig zugeschnittenen Klötzchen. Im übrigen war er über den Wert des Elfenbeins selbst so genau unterrichtet, dass er sicher bei den alten Künstlern kein gedankenloses Aufmauern, sondern genaue und unausgesetzte Berücksichtigung des Modells, also einen möglichst sparsamen Verbrauch von Elfenbein voraussetzte. Ferner kann, wie mir scheint, das Verfahren nicht genau das gleiche gewesen sein, wenn es sich um die ein paar Meter breite Brust des olympischen Zeus, oder um den Kopf oder Arm einer nur lebensgrossen Figur handelte. Wie es gemacht wurde, weiss schliesslich niemand, und Spengler selbst denkt ja an die Möglichkeit, dass das von ihm vertretene Verfahren nicht das « einzig wahre » sein könnte, wenn es auch den Regeln der Kunst am angemessensten sei.

« Der Glanz des Elfenbeins hat mit der weissen Farbe desselben nichts zu thun, jenen muss ihm der Künstler durch Schaben und Poliren zu geben wissen; und auf diese Weise nimmt ein jedes Elfenbein den Glanz an, es mag grob oder fein, gelb oder weiss sein. Die Verschiedenheit der Weisse und die Feinheit der Zähne würde bei einem so grossen Werke, als eine Statue ist, nicht so viel thun, als man gemeiniglich denkt. Sobald das Elfenbein an der Luft, oder wohl gar an der Sonne, unter der Arbeit wohl ausgetrocknet worden, so wird alles weiss, was vorhin wegen einer fetten Feuchtigkeit, die es durchdrungen hatte, gelb war; und alsdann merkt man nicht mehr den Unterschied, wenn auch ein Blöckchen mehr oder weniger fein sein sollte als die andern. Die Kunst, die Blöckchen recht dicht zusammenzufügen, dass man die Fugen nur wenig erkennen kann, macht hier die Hauptsache aus.

« Die Zähne oder Knochen von andern Tieren können zu zusammengesetzten Bildern nicht wohl gebraucht werden. Die Knochen der Hinterfüsse an den Ochsen, das Horn (das ist der Zahn) vom Narwal, der Zahn vom Nilpferd, die Zähne der Walrosse, der Cacheloten u. a., welche beiden letztern überdies nicht durch und durch weiss, sondern inwendig gelb sind, und also nur bei gewissen Arbeiten sich brauchen lassen, werden nur von Kunstdrehlern verarbeitet, nicht leicht von Bildhauern. Das herrlichste Stück in dieser Art Arbeit ist der Stuhl oder Thron, auf welchem seit uralten Zeiten her die dänischen Könige gekrönt worden; er ist aus Narwals Horn sehr künstlich verfertigt. Die Kapitälcr, Schaftsgesimse und übrige Bildwerke sind von Silber in Feuer verguldet; und vorn an dem Himmel sitzt der schönste und grösste Amethyst, der in der Welt ist. Dieser Thron kann einigermaßen mit dem Salomonischen verglichen werden, da das Einhorn noch seltener und weisser als das Elfenbein ist.<sup>1)</sup>

« Das Elfenbein ist nicht schwer zu bearbeiten. Die morgenländischen Völker, und selbst einige Wilde, legen ihre Waffen und Geräthe mit Elfenbein aus. In dem königlichen dänischen Lustschloss Hirschholm ist ein ganzes Gemach in dieser Gattung Arbeit vor nicht langen Jahren ausgetäfelt worden, welches grosse Summen Geld gekostet hat, aber auch einen prächtigen Anblick giebt. »

Spengler sagt auch noch einiges über die Beschaffenheit der Elefantenzähne, was eigentlich nicht hieher gehört, und in der zweiten Abhandlung, über die Eigenschaften des Elfenbeins, noch einmal zur Sprache kommt. Gleichfalls an beiden Orten ist die Rede von einem seltenen Werke der Elfenbeinkunst, einem, wie man annahm, antiken Frauenkopf, der sich seit achtzig Jahren auf der Kunstkammer zu Kopenhagen befand, über dessen weitere Herkunft aber nichts bekannt war. Der Kopf war in Dreiviertel-Lebensgrösse aus einem Stück Elfenbein gearbeitet, das so knapp ausgenutzt wurde, dass sich am Hinterhaupte noch Spuren von der Rinde des Zahnes zeigten. Der Kopf war von grosser Schönheit, die Arbeit unnachahmlich, die Politur fein, und alles so gut erhalten, als ob der Künstler sein Werk erst gestern aus der Hand gegeben hätte. Spenglers Verdienst war, den interessanten Kopf aus dem Dunkel der Kunstkammer ans Licht gezogen zu haben; er sandte auch einen Abguss in Gips an den Kunstgelehrten in Göttingen und ersuchte ihn um seine Ansicht darüber. Heyne hielt den Kopf gleichfalls für antik, obschon die tadellos gute Erhaltung und der Mangel

<sup>1)</sup> So uralte, wie Spengler meint, ist dieser Thronstuhl nicht, da er zum erstenmal bei der Salbung König Christians IV. (1671) benutzt wurde. Er befindet sich jetzt in der chronologischen Sammlung der dänischen Könige auf Schloss Rosenborg, im Rittersaal.

jeglicher Auskunft über den Fundort einige Bedenken aufsteigen liessen. Als Helena, unter welcher Bezeichnung der Kopf im Inventar der Kunstkammer figurierte, liess er ihn nicht gelten, auch nicht als Venus; es sei, meint er, offenbar eine Porträtfigur, aber eine der schönsten.<sup>1)</sup>

Die in dänischer Sprache verfasste zweite Abhandlung Spenglers hat den Titel: « Om Elfenbeenets Egenskaber, og den Kunst at holde de daraf udarbeidede Vaerker hvide, og naar de allerede ere blevne gule eller brune, at giøre dem sneehvide igjen. »<sup>2)</sup> In einer ganz lückenhaften historischen Einleitung erwähnt er zunächst kurz die Elfenbeinkunst bei den Griechen und Juden und ihren mutmasslichen Lehrmeistern, den Phöniziern, wobei er sich zumeist auf Winkelmann und Heyne beruft. Er findet es besonders auffallend, dass aus griechischer oder römischer Zeit so wenig oder gar nichts auf uns gekommen sei, und bespricht bei der Gelegenheit noch einmal den schon erwähnten Frauenkopf der königlichen Kunstkammer.<sup>3)</sup>

Als bei den Griechen mit dem wachsenden Reichtum sich auch der Sinn für die Kunst und die Freude an der Pracht entwickelte, wurden auch die Götterbilder aus Elfenbein zahlreicher. Es giebt aber auch kaum einen Stoff auf der Welt, der dem Künstler und seinem Werk mehr schmeichelt, als eben das Elfenbein. Das feine Korn, die weisse Farbe, der hohe Glanz sind Eigenschaften, die dem wirklichen Kunstwerk den höchsten Reiz verleihen.

Damit geht Spengler zum eigentlichen Thema über, auf das Gebiet, in dem er nun völlig zu Hause ist.

Jedermann weiss, dass man mit dem Namen Elfenbein die Stosszähne des Elefanten bezeichnet. Diese sind wesentlich verschieden von den Backenzähnen, die von Schmelz überzogen und durchzogen sind und sich deshalb nicht wie Elfenbein bearbeiten, sondern nur schleifen lassen, etwa wie Agat. Den Stosszähnen fehlt der Schmelzüberzug; sie sind keine Kauwerkzeuge, sondern Waffen. Ihr Querschnitt ist annähernd kreisrund oder auch ausgesprochen länglich-rund; sie haben eine Höhle, die manchmal über die Mitte des Zahnes hinausreicht, in andern Fällen nur ein Drittel

---

<sup>1)</sup> Dieser Kopf befindet sich jetzt im Nationalmuseum zu Kopenhagen, wohin er aus der königl. Antikensammlung versetzt wurde, da man ihn nicht mehr für antik hält. Übrigens hat ihn schon Ramdohr (1792) für florentinische Arbeit erklärt. (Nach Auskunft des Herrn Dr. Brock, Inspektor auf Schloss Rosenborg.) Es existiert von Spengler eine « Berichtigung einiger Äusserungen des Herrn von Ramdohr über die königl. Kunstkammer », in Eggers Magazin, 1792. Ob hier von diesem Kopfe die Rede ist, vermag ich nicht zu sagen.

<sup>2)</sup> Zu deutsch: « Von den Eigenschaften des Elfenbeins und der Kunst, die daraus gefertigten Werke weiss zu erhalten, und sollten solche bereits gelb oder braun geworden sein, sie wieder schneeweiss werden zu lassen. » — Diese Abhandlung, die am 18. Januar 1782 gelesen wurde, ist zuerst erschienen in: Nye Samling of det kongelige Danske Videnskaber Selskabs Skrifter; anden Deel. Kiöbenhavn 1783. Nach C. Mägis (die Schaffhauser Schriftsteller, Seite 83) ist sie auch ins Deutsche übertragen und im Journal für Fabriken, Oktober 1809, Seite 319—335, abgedruckt worden. Sie ist ferner, wie ich nachträglich erfahren, deutsch zu lesen in Dinglers polytechn. Journal, Bd. XLVI, 1832, und zwar hier, wie es scheint, nicht direkt aus dem Dänischen, sondern aus dem Französischen des Recueil industriel von 1832 übersetzt.

<sup>3)</sup> Mit den Elfenbeinarbeiten der Alten hat das Feuer und hat die Vermoderung unter der Erde aufgeräumt. Dagegen ist uns aus dem Mittelalter und aus späterer Zeit vieles erhalten. Das hat seine guten Gründe. Die elfenbeinernen Kunstwerke liessen sich nicht wie solche aus Gold und Silber zu Geld umprägen oder umschmelzen und zu andern Kunstwerken umarbeiten. Wollte man nicht alles verlieren, so musste man sie eben lassen, wie sie waren, und das hat viele gerettet.

der Länge, oder noch weniger ausmacht. Selbstverständlich ist ein Zahn um so brauchbarer, je weniger ausgehöhlt er ist; doch lässt sich der hohle Teil zu hohlen Gegenständen aller Art verwenden, zu Bechern, Büchsen u. drgl. Dass der Zahn eine kurze Höhlung haben wird, lässt sich dann erwarten, wenn er an seinem innern Ende wenig dicker, oder sogar etwas dünner ist, als in der Mitte; umgekehrt haben Zähne, die sich nach vorne rasch verjüngen, in der Regel eine grosse Höhlung. Die Zähne grosser Tiere sind ferner besser als die von kleinen, da sie gegen alle Erwartung feiner und im Innern seltener gelblich oder bräunlich sind als kleine. Von ganz besonderem Wert sind recht grosse Zähne; zu den schönsten gehören diejenigen, die in der königlichen Kunstkammer aufbewahrt werden; ein solcher von ungewöhnlicher Grösse und Schönheit wiegt 150 Pfund; einen noch viel schwerern soll Christian VI. dem berühmten und unsterblichen Künstler Magnus Berg für seine Arbeiten geschenkt haben.

Selten sieht man einem Zahn von aussen an, ob seine Masse durch und durch fein und weiss und gesund sei; die Oberfläche kann trügen. Häufige Fehler sind Risse und Sprünge, die gewöhnlich in der Mitte beginnen und sich bis zur Spitze vertiefen. Glücklicherweise gehen sie meist nicht tief, 1—2 Messerrücken dick; wo sie aber tiefer gehen, bedeuten sie einen beträchtlichen Schaden, und das kann nicht nur bei grossen, sondern auch bei recht kleinen Zähnen der Fall sein. Schlimmere Folgen haben gelegentliche Verletzungen der Zähne. Da bei der Elefantenjagd auf den Kopf zwischen die Augen gezielt wird, so kommt es nicht selten vor, dass harte Geschosse in den Zahn eindringen und hier einwachsen. Spengler hat u. a. selbst einen Zahn von 78 Pfund Gewicht gesehen, in den eine Tombakkugel eingewachsen war. Mit einem solchen Zahne ist der Künstler angeführt, wenn die Spuren der Verletzung äusserlich verwischt sind; der Zahn ist nicht nur in der nächsten Umgebung der Wunde brüchiger, sondern durch und durch infiziert, eine Folge der Erschütterung.<sup>1)</sup> Glatte Oberfläche, Mangel an Sprüngen, kleine Höhlung und kreisrunder Querschnitt kennzeichnen einen guten, d. h. für den Künstler gut brauchbaren Zahn.

In Reisebeschreibungen kann man lesen, dass die Elefanten ihre Stosszähne jährlich abwerfen, etwa wie die Hirsche ihr Geweih. Aber ist das möglich, meint Spengler, dass eine so kompakte Substanz in so kurzer Zeit sich wieder neu bilden kann? Er ist — mit Recht — eher geneigt zu glauben, dass es gar nie zum Abwerfen kommt, und dass die Zähne, die man etwa an abgelegenen Orten und im Sande vergraben findet, von toten Tieren herrühren.

Das meiste Elfenbein kommt aus Afrika, und es sind in den letzten zwei Jahren manche tausend Zähne durch dänische Schiffe hergebracht und teuer verkauft worden, darunter nicht wenige von 100—135 Pfund. Man hält indes das afrikanische Elfenbein für weniger weiss als das ostindische. Spengler lässt das unentschieden und sagt, dass auch von der Küste sehr viel weisse und feine Ware komme. Als das allerschönste gilt das ceylonsche Elfenbein. Bei einer Sendung ceylonscher Zähne machte Spengler die Beobachtung, dass sie nicht einfach gebogen, sondern gekrümmt waren, wie die Hörner des Ochsen. Das fossile Elfenbein aus Sibirien ist oft zu sehr calciniert (versteinert); anderes ist von dem frischen Elfenbein kaum zu unterscheiden und wie dieses zu verarbeiten, nur zeigt es häufig circuläre Risse.

<sup>1)</sup> Den Bericht Spenglers über diesen Fall habe ich nicht zu Gesichte bekommen. Siehe Lorks Nachrichten I. und Titii Neue gesellsch. Erzählungen I.

Spengler kennt auch die Sage, dass die Alten die Kunst verstanden hätten, das Elfenbein zu erweichen und in beliebige Form zu pressen; er erklärt das für eitel Unwahrheit, denn es widerspreche durchaus der Natur des Elfenbeins.

Jedes Elfenbein wird mit der Zeit gelb; doch widerstehen die feinsten Sorten dem Gelbwerden am längsten; aus dem hohlen Teile des Zahnes gefertigte Gegenstände werden dagegen sehr leicht braun. Diese Veränderung der Farbe lässt sich verhüten, indem man die Kunstwerke hinter Glas aufbewahrt und sie öfters den Sonnenstrahlen aussetzt. Ebenso lassen sich gelbgewordene Gegenstände bleichen, indem man sie, am besten unter doppeltem Glasverschluss, an die Sonne bringt. So schaden die Sonnenstrahlen niemals, während sie auf unbedecktem Elfenbein leicht Risse erzeugen. Alaun, Kalkwasser, grüne Seife, Maitau und dergleichen Dinge, die sonst wohl angepriesen werden, haben gar keinen Wert; immerhin müssen grob verunreinigte Gegenstände vor der Sonnenkur erst mit Seifenwasser oder mit feinem Bimssteinpulver abgebürstet werden. Spenglers Schrift über die Eigenschaften des Elfenbeins ist offenbar auf lange Zeit hinaus massgebend geblieben; man trifft ihre deutlichen Spuren sogar in der Gegenwart.<sup>1)</sup> —

<sup>1)</sup> Es seien hier noch einige Zusätze gestattet. Die Stosszähne des Elefanten haben keine geschlossene Wurzel, wie die menschlichen und die meisten Säugetier-Zähne, sondern sie sind « offen » (hohl), wie die allbekannten Eckzähne (Hauer) des Schweins oder die Schneidezähne der Nagetiere. Die Stosszähne des Elefanten werden, wie Spengler mit Recht annimmt, ebensowenig alljährlich abgeworfen, wie andere bleibende Zähne, offene oder geschlossene. Dabei ist freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass recht alte Tiere ihrer Stosszähne definitiv verlustig gehen; ebenso fallen natürlich jene Milchzähne aus, die den Stosszähnen vorangehen; aber das sind kleine Stummel von ein paar Zoll Länge, die für die Technik nicht in Betracht kommen und in der von Spengler bestrittenen Sage offenbar auch nicht gemeint sind. — Das Wachstum der bleibenden offenen Zähne steht nie still. Wo sie zum Kauen dienen, wie bei den Nagern, schleifen sie sich gegenseitig ab und behalten dadurch eine bestimmte Länge bei; wo fast keine Abnutzung stattfindet, wie beim Elefanten, wachsen sie sozusagen ins unbegrenzte. Recht alte Männchen des indischen Elefanten tragen Stosszähne mit sich herum, die 9 Fuss lang sind und an der Basis gegen 1 Fuss Durchmesser haben. — Das Elfenbein ist seinem Wesen nach Zahnbein, Dentin, ein inniges Gemenge von etwas weniger als  $\frac{1}{3}$  organischer und etwas mehr als  $\frac{2}{3}$  mineralischer Stoffe. Letztere lassen sich durch Säuren entfernen und es bleibt dann eine knorpelartige, in feuchtem Zustande etwas dehnbare und biegsame Masse zurück, die mit Elfenbein nicht die geringste Ähnlichkeit mehr hat. Das Elfenbein hat ferner, wie jedes andere Zahnbein auch, eine eigenartige Struktur. Dichtstehende, äusserst feine Röhrchen, Ernährungskanälchen, durchsetzen die Grundsubstanz von innen nach aussen in radialer Richtung und veranlassen eine Art faserigen Gefüges, das für die Bearbeitung nicht ganz ohne Bedeutung ist. Zwar nicht in dem Sinne, wie die Faserung des Holzes; vielmehr lässt sich das Elfenbein, etwa wie Marmor, nach allen Schnittrichtungen gleich gut bearbeiten; aber die geglättete Oberfläche der verschiedenen Schnitte hat ein verschiedenes Aussehen. Die ungefähr parallel verlaufenden Zahnkanälchen sind nämlich nicht gerade gestreckt, sondern haben in regelmässigen Abständen wellenförmige Ein- und Ausbiegungen, und da die Wellenberge das Licht anders zurückwerfen als die Wellenthäler, so ergeben sich auf der glatten Schnittfläche gewisse Zeichnungen von hellen und weniger hellen Linien; auf dem Querschnitt sich kreuzende Bogenlinien, auf dem Längsschnitt mehr oder weniger parallel verlaufende Linien und dazwischen sogenannte gewässerte Bilder. Die Künstler machen sich das hübsche Bild des Querschnitts bei der Herstellung von Medaillons, Rosetten u. dgl. mit Vorliebe zu nutze.

Der Glaube an die Erweichungskünste der Alten hat sich merkwürdigerweise bis heute erhalten; ich treffe ihn z. B. noch bei Blümner, A. Schulz u. a. Es heisst auch, dass diese geheime Kunst in der neueren Zeit wiedererfunden und geübt worden sei; so von dem bayerischen Bildschnitzer Angermaier (gest. 1633) und von Magnus Berg. Dieser Glaube hängt aufs engste mit einer weitem Annahme zusammen, deren Richtigkeit ich dahin gestellt sein lasse, mit der Annahme, die alten Elfenbeinkünstler hätten weit grössere Elfenbeinplatten zur Verfügung gehabt als wir. Nun ist es, die Möglichkeit der Erweichung vorausgesetzt, doch sehr schwer glaublich, dass ein beliebiger Elfenbeinklotz sich in Tafelform werde pressen lassen. Das Elfenbein ist kein strukturloser Körper wie Wachs, oder Blei, oder

Noch oft wird die Elfenbeinkunst, d. i. die Plastik oder Schnitzerei, mit der Kunstdrechserei, einem vorwiegend mechanischen Verfahren, zusammengeworfen. Und in der That berühren sich beide sehr nahe, insofern das beliebteste Material der Kunstdrechsler das Elfenbein ist, und gerade die besten unter ihnen der künstlerischen Arbeit aus freier Hand dabei nicht entraten wollten, auch umgekehrt die Elfenbeinschnitzer gelegentlich mit Nutzen von der Drehbank Gebrauch machten. Aber in ihren charakterischen Leistungen sind beide doch ganz verschieden; auch haben sie sich nicht gleichzeitig entwickelt. Die Elfenbeinplastik ist eine sehr alte Kunst; die Kunstdrechserei im engeren Sinne hat ihre Ausbildung viel später erreicht. Dass die Elfenbeinkunst schon sehr frühe geübt wurde, erfahren wir aus den Schriften der Alten und ist durch einzelne glückliche Funde erwiesen. Die Bibel erwähnt den elfenbeinernen, mit Gold geschmückten Thron Salomos; die üppig gewordenen Juden schlafen auf elfenbeinernen Lagern; die Tyrrier verfertigen elfenbeinerne Stühle und beziehen den Stoff durch die Kaufleute von Dedan. Auch bei Homer ist von Elfenbein wiederholt die Rede. Die weisse Haut der Penelopeia vergleicht er dem geglätteten Elfenbein; der Palast des Menelaos schimmert von Gold und Silber, von Erz und Elfenbein; die Pferde tragen elfenbeinernen Wangenschmuck und mit Elfenbein gezierte Zügel; das Schwert, das die Phäaken dem Odysseus schenken, hat eine elfenbeinerne Scheide, der Schlüssel zu seiner Schatzkammer einen elfenbeinernen Griff. Ausführlich beschrieben hat uns Pausanias ein Stück uralten Kunsthandwerks, die sogen. Lade des Kypselos, einen aus Cedernholz gefertigten Kasten, der durch eingelegte (oder aufgelegte) Figuren aus Gold und Elfenbein geschmückt war; ebenso kennen wir durch ihn die kolossalen Götterbilder, die vor allen des gewaltigen Phidias kunstreiche Hand aus Elfenbein und Gold zusammengefügt. Solche Elfenbeinbildnerei dauerte fort bis in die römische Kaiserzeit hinein.

Funde von frühen Elfenbeinarbeiten sind gemacht worden auf dem alten troischen Gebiete, zu Niniveh, in ägyptischen Gräbern, dann auch in Pompeji. Es sind das meist kleine Gebrauchsgegenstände, selten rein figürliche Darstellungen. Wie im Mittelalter, wie in der neueren Zeit und in der Gegenwart, so war auch im Altertum die Elfenbeinkunst vorwiegend Kleinkunst; der hohe Preis des im Vergleiche mit Stein

---

erweichtes Glas; es hat, wie wir wissen, ein feines, eigenartiges Gefüge, das nicht so mir nichts, dir nichts verschoben und zerrissen werden darf. Ein wenig plausibler macht Quatremère de Quincy die Sache, indem er das Verfahren so schildert: Aus dem hohlen Teil des Zahns wird ein längeres Stück herausgesägt, der Länge nach aufgeschnitten, dann erweicht und nun auseinandergelegt und platt gedrückt. Also ein Verfahren ähnlich der Herstellung von Fensterglas aus cylindrisch geblasenem Hohlglas; nur hat die Sache beim Elfenbein einige Haken. Der Hohlcyylinder hat hier verhältnismässig dicke Wandungen und da soll an der kleinern innern Oberfläche Dehnung, an der grössern äussern Pressung ausgeübt werden? Ausserdem verlaufen fatalerweise die Zahnkanälchen nicht parallel der Oberfläche, sondern durchsetzen die Wandung auf dem kürzesten Wege von innen nach aussen. Also alles so verkehrt als möglich! Und nun die Hauptsache, die Erweichung? Hier darf getrost behauptet werden, dass an eine Erweichung des Elfenbeins ohne wesentliche Veränderung seiner chemischen Zusammensetzung und damit auch seiner physikalischen Eigenschaften, wie Härte, Farbe, Glanz, gar nicht zu denken ist. Was die Alten darüber verraten, Erwärmen über Feuer, sechsstündiges Sieden in Gerstenschleim, Behandeln mit dem Saft der Alraunwurzel, ist der bare Unsinn und braucht nicht ernsthaft genommen zu werden. Natürlich nehmen auch die Archäologen an diesen sonderbaren Rezepten Anstoss, aber den Glauben an die Erweichungskunst überhaupt geben sie deshalb noch nicht auf. Dem gegenüber lobe ich mir den naturwissenschaftlichen Sinn unseres Lorenz Spengler, der schon vor mehr als hundert Jahren jene Sagen rundweg als Unwahrheit erklärt hat, weil sie der Natur des Elfenbeins widersprechen.

und Holz so gar nicht massigen Stoffes legte zu allen Zeiten eine solche Einschränkung nahe und die kolossalen chryselephantinen (goldelfenbeinernen) Statuen bildeten auch im Altertum eine Ausnahme. Erst aus spätrömischer Zeit, etwa aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr., haben wir wieder greifbare Spuren von elfenbeinkünstlerischer Thätigkeit, und aus dem frühern und spätern Mittelalter, sowie aus der neuern Zeit ist uns eine Fülle von zierlichen und prächtigen Elfenbeinarbeiten erhalten. In der neuesten Zeit, seit mehr als einem Jahrhundert, ist dagegen diese feine Kunst wieder ins Stocken geraten; nur in Belgien scheint sie, veranlasst durch die nahen Beziehungen des Landes zum Kongostaate, gegenwärtig wieder einen bemerkenswerten Aufschwung genommen zu haben. An der Brüsseler Weltausstellung 1897 haben belgische Künstler die Elfenbeinkunst zu erneuten Ehren gebracht.<sup>1)</sup> Bekannt ist, dass auch orientalische Völker, wie die Japaner und Chinesen, nach ihrer Art Vorzügliches in der Elfenbein-Kleinkunst leisten. Näher kann hier auf alles das nicht eingetreten werden; es sei nur noch einer der vielen Elfenbeinkünstler genannt, der, wenn auch nicht mehr persönlichen, so doch mit aller Wahrscheinlichkeit vorbildlichen Einfluss auf Spengler gehabt hat, der von diesem selbst schon mit hoher Verehrung genannte Norweger Magnus Berg, der von 1666—1739 lebte und in Kopenhagen als Bildschnitzer und Maler thätig war, wo auch viele seiner Arbeiten geblieben sind.

Auch die Drehkunst<sup>2)</sup> ist eine uralte Kunst. Man nimmt an, dass sie ägyptischen Ursprungs sei; doch nennt auch die griechische Sage ihre eigenen Erfinder, darunter natürlich den Allerweltskünstler Dädalus, einen Theodoros von Samos, sogar den Phidias; den letztern schon deshalb mit Unrecht, weil in Griechenland ohne Zweifel schon zu Homers Zeiten gedrechselt wurde. Verschiedene bildliche Darstellungen, aber nur wenige Funde geben Zeugnis von der Blüte dieses Kunsthandwerks bei den Assyriern und Babyloniern, bei den Ägyptern, Griechen und Römern. Es heisst, dass besonders die letztern eine grosse Vorliebe dafür gehabt, während bei den Griechen die künstlerische Arbeit aus freier Hand bevorzugt wurde. Nicht nur Holz, Horn und Elfenbein wurden im Altertum auf der Drehbank bearbeitet, sondern, wie es scheint, auch Metall und sogar Steine. Blümner nimmt auch an, dass wirkliche Drehbänke, ganz ähnlich den heute gebräuchlichen, schon zu Homers Zeiten vollkommen eingebürgert gewesen seien; es gab früher aber auch weit primitiveres Geräte, drillbohrer-ähnliche kleine Maschinen, bei denen die Hand durch die über einen Bogen gespannte Saite die Spindel in rotierende Bewegung setzte. Mit Hülfe der grössern Maschinen konnten auch grössere Arbeiten ausgeführt werden; die prachtliebenden Römer sollen aus Elfenbein massive Beine für Tische, Bänke u. dgl. gedrechselt haben, die dann oft

<sup>1)</sup> D. Joseph, Die Elfenbeinplastik auf der Brüsseler Weltausstellung von 1897; in der Zeitschr. f. bild. Kunst, Bd. VIII, Seite 281, und Charles van der Stappens Werke in Silber u. Elfenbein etc., Zeitschr. f. bild. Kunst, Bd. X, Kunstgewerbebl. Seite 1.

<sup>2)</sup> Man vergleiche hierüber: R. P. Charles Plumier, religieux minime, L'Art de tourner ou de faire en perfection toutes sortes d'ouvrages au tour, etc. Lyon 1701. — Johann Gabriel Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern. Nürnberg 1730. — Johann Mart. Teuber, Vollständiger Unterricht von der gemeinen und höhern Dreh-Kunst, worinnen etc. Regensburg u. Wien 1756. — H. Blümner, Technologie u. Terminologie d. Gewerbe u. Künste bei Griechen u. Römern. Leipzig 1875—87 — A. Schultz, Kunst und Kunstgeschichte. Leipzig u. Prag 1884. — J. von Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Berlin 1888. — H. Bösch, Katalog der im Germanischen Museum befindlichen Originalskulpturen. Nürnberg 1890. — Fuhse, Katalog der im Germanischen Museum befindlichen Kunstdrechslerarbeiten etc. Nürnberg 1891.

durch Schnitzerei weitem Schmuck erhielten; so hat vielleicht auch bei den oben erwähnten Möbeln der Juden und Tyrier die Drehbank Verwendung gefunden. Wir werden jedenfalls mit der Annahme nicht fehlgehen, dass schon das Altertum geschickte Drechsler hervorgebracht hat, die die Bezeichnung Kunstdrechsler in einem andern Sinne zwar, aber im Grund mit mehr Recht verdienten, als die Kunstdrechsler der neueren Zeit. Ob die Römer die Drehkunst nach Mitteleuropa verpflanzt haben, oder ob sie sich hier selbständig ausgebildet hat, weiss man nicht. Thatsache ist, dass sie schon im frühern Mittelalter in Frankreich, in Deutschland und auch bei uns bekannt war und geübt wurde. In dem alten Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahr 820 sind für Drechsler (*tornarii* und *tornatores*) besondere Räume vorgesehen.<sup>1)</sup> Noch einige Jahrhunderte hindurch scheint indessen die Drehbank mehr einem handwerksmässigen als künstlerischen Betriebe gedient zu haben. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnt der Aufschwung, über den wir unter andern unterrichtet sind durch das von einem Nürnberger, Hans Weber, verfasste Lobgedicht auf die Drehkunst. Wir erfahren daraus, dass — wenigstens in Nürnberg — die Holz-, Metall- und Beindrechsler nicht getrennt arbeiteten, sondern zu einem löblichen Handwerk vereinigt waren; dass schon damals viele Herren und fürstliche Personen sich der Drehkunst beflossen und dass man sich schon nicht mehr auf das kreisrunde Drehen beschränkte, sondern auch « geschoben, geflammt, ablangt, gewunden und gantz ecket » zu drehen begonnen hatte. Weber giebt auch Nachricht über all die Dinge, die damals von den Drechslern hergestellt wurden: Schreibzeuge, Streubüchsen, Siegel- und Fadenbüchsen, Futterale für Gold- und Glasgeschirr, Kredenzscheiben, Teller, Becher, Schüsseln, Gewürzbüchsen, Leuchter, Spinnräder, Rocken und Haspel, Kugeln und Kegel, Säulen zu Geländern und Springbrunnen und für Möbel, Knöpfe von Horn und Bein, Kleiderhaken, Handtuchhölzer, Stühle, Drehstühle und Schemel, Holzsterne, an denen die Wäsche aufgehängt wurde, Fasshahnen, Zwergpfeifen, Fagotte, Zinken, Flöten, Wildrufe. Ferner Modelle für Metallarbeiter, Stiele und Hefte für die Werkzeuge anderer Handwerker u. s. f.

Damit sind wir bei den Anfängen der Kunstdrechslerei angelangt. Diese bestand zunächst darin, dass feineres Material verarbeitet wurde, vorzugsweise Elfenbein und seine Surrogate, das schon seines höhern Wertes wegen feinere Bearbeitung verlangte und vermöge seiner feinern Struktur auch feinere und reichere Behandlung erlaubte. Dann wurde das bisher recht einförmige Werkzeug vermehrt und mannigfach umgeformt, und gleichzeitig mussten auch andere Drehbänke her, auf denen noch etwas anderes als das ewige Einerlei der Runddrechslerei ausgeübt werden konnte. Es erinnert mich das an das Schlittvergnügen unserer lieben Jugend, die das Geradeausschlitten, so unvergleichlich schön sie es findet, und so sicher sie immer wieder zu ihm zurückkehrt,

---

<sup>1)</sup> Ferd. Keller (Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahr 820, im Faksimile herausgegeben und erläutert, Zürich 1844) nimmt an, die *tornatores* seien die Schnitzer, Bildhauer, Verfertiger von Kunstwerken in getriebener Arbeit gewesen, die *tornarii* aber die Drechsler, Verfertiger von hölzernen Schüsseln, Tellern, Bechern, Fasshahnen, Zapfen, Trichtern und andern Geräten. Nach Otte (Geschichte der romanischen Baukunst) wären die *tornatores* die Metaldreher, die *tornarii* aber, die mit den Böttchern zusammenstehen, Holzdrechsler gewesen; Fuhse dagegen (a. a. O. Seite 8) sagt, dass man unter den *tornatores* in Karls des Grossen capitulare de villis jedenfalls Holzdrechsler zu verstehen habe, auch unter *sellarii* nicht Sattler, sondern gleichfalls Drechsler, Möbeltischler.

doch am Ende einmal satt kriegt und nun allerlei Kurzweil und unvorsichtige Abänderungen der Fahrt aussinnt, hinterwärts, stehend, bäuchlings u. s. f., woraus sich dann die herrlichsten Entgleisungen und Purzelbäume ergeben. So setzen es sich heutzutage gewisse Künstler in den Kopf, nur noch auf dem Bauch zu schlitten, und so machten es seiner Zeit, fast notgedrungen und entschuldbar, auch unsere Kunstdrechsler. Die Leistungsfähigkeit der gewöhnlichen Rund-Drehmaschine war schliesslich nach allen Richtungen durchprobiert und ausgenutzt worden, weshalb man sich auf die Konstruktion von Drehbänken verlegte, auf denen man statt kreisrund auch oval und eckig, statt gerade quer auch schief und verschoben drehen konnte. Selbstverständlich musste dabei auch für Holz und Elfenbein die rasche Drehbewegung meist preisgegeben werden, und so gelangte man nach und nach zur Erstellung von Maschinen, die nicht mehr Drehbänke, sondern ungefähr das waren, was man später Guillochiermaschinen genannt hat. Die letzte Konsequenz dieser Bestrebungen war das sogen. Contrefait-Werk, eine klug ausgedachte, aber jedenfalls recht schwerfällig funktionierende Maschine, vermittelt welcher kleinere Reliefs, meist Porträt-Medaillons, nach hölzernen oder metallenen Modellen, sogen. Patronen, in Elfenbein gewöhnlich verkleinert reproduziert wurden. Die meisten dieser Neuerungen wurden zusammengefasst unter dem Namen Passig- oder Passicht-Dreherei und standen nicht nur bei den Meistern, sondern auch bei den vielen Liebhabern in hohem Ansehen, sind aber wohl hauptsächlich Schuld an den verschiedenen Purzelbäumen, d. h. Verirrungen und Geschmacklosigkeiten, auf die wir bei den Kunststücken der höhern Drechslerei stossen. Das Beste wurde nach wie vor auf der Rund-Drehbank geleistet. Immerhin bildeten einzelne neue Drehmethoden, und besonders die Guillochierarbeiten, bei denen mit Vorliebe Flechtwerk, Schuppenmuster oder Muscheln nachgebildet wurden, eine wertvolle Bereicherung des Kunsthandwerks. Manche von unsern Kunstdrechslern waren recht unbedeutende Künstler, aber erfinderische Mechaniker und haben als solche gar nicht geringe Verdienste.<sup>1)</sup>

Neben der Maschinen-Arbeit spielte dann die Arbeit aus freier Hand eine sehr ungleiche Rolle, ungleich je nach dem Bedürfnis, ungleich auch je nach dem Geschmack und der Begabung des Künstlers. Wer weiter strebte und das Zeug dazu hatte, brachte ausser der ornamentalen auch figürliche Zierrat an und verlegte sich schliesslich vorzugsweise auf Bildschnitzerei.

Der von den Kunstdrechslern mit Vorliebe verarbeitete Stoff ist, wie schon gesagt, das Elfenbein, das unvergleichliche Material, das mindestens so schön, so fein und so fest ist, wie irgend eines seiner Surrogate und vor diesen allen den Vorzug grösserer Masse besitzt. Neben dem Elfenbein kamen die Surrogate nur wenig in Betracht. Auch die feineren Holzarten, wie Buchsbaum oder exotische Hölzer, blieben im zweiten Rang. In höherem Ansehen stand der Bernstein, der nur leider seiner Sprödigkeit wegen der Bearbeitung auf der Drehbank grössere Schwierigkeiten entgegengesetzte als das feste Elfenbein. Bei grössern Schaustücken kamen auch schöne

---

<sup>1)</sup> Wie weit man es in der Konstruktion von Drehbänken brachte und wie viele neue Begriffe damit in das einst so einfache Handwerk eingeführt wurden, davon giebt die Überschrift eines Kapitels in dem Werke Teubers einen ungefähren Begriff: « Cap. X. Von einer compendieuses Kunst-Machine, worauf man glat-Oval, geschoben-Oval, passicht-Oval, gewunden-passicht-Oval, und mit einem Register starcke und feine Schrauben, auch rund-passicht, rund-geschoben, Schneckenpassicht etc. gewunden links und rechts drehen kan. »

Mineralien mit zur Verwendung, und für gewisse Kuriositäten nahmen die Drechsler wohl auch die Mithülfe von Glasbläsern und Glasschleifern in Anspruch.

Sehr mannigfaltig sind die Arbeiten der Kunstdrechsler. Eine erste Gruppe bilden die eigentlichen Drechsler-Kunststücke, bei denen die Form Nebensache, die Überwindung technischer Schwierigkeiten, die Ausführung von scheinbar unmöglichen Dingen die Hauptsache war; Kunststücke, die ohne Frage grosse Geschicklichkeit und Ausdauer voraussetzen, auch dem Scharfsinn des Erfinders alle Ehre machen. Hieher gehören die « in einander gedrehten Kugeln », d. h. aus einem Stück gedrehte, ineinander geschachtelte, durchbrochene Hohlkugeln, bis zu sechs und mehr an der Zahl, die innerste vielleicht noch von einem Dreifaltigkeitsring umgeben, jedenfalls aber an Stelle der Löcher mit verzierten Stacheln bespickt, die durch alle Kugeln hindurch weit nach aussen hervorragten. Ein solcher Körper kam auf ein Stativ zu stehen, etwa eine rund oder eckig gedrehte Säule, um die sich in Spiralen ein ringsum abstehendes Band herumschlingt, und war vielleicht gekrönt mit einer « Wendeltreppe » d. h. einer grössern Zahl von wendeltreppenartig übereinanderliegenden runden oder ovalen Scheiben, die durch excentrisch angebrachte, verzierte Säulen verbunden sind; alles jeweils wie es die Kunst verlangt, aus einem Stück gedrechselt. Hieher zähle ich auch die mit mancherlei schwierigen Abwechslungen aus einem Stück gedrechselten Ketten und die Dreifaltigkeitsringe, auf deren vollkommene Ausführung sich auch noch Spengler etwas zu gute that.<sup>1)</sup>

Eine Abart dieser Kunststück-Drechserei ist die Kleinigkeits-Drechserei, in der Unglaubliches geleistet wurde. Ein gewisser Hautscher soll gut geformte Becherchen mit klappernden Ringen um die runden Füsse gedreht haben, von denen hundert in einem Pfefferkorn Platz hatten. Daran schliesst sich die Kleinigkeits-Schnitzerei, eine Verirrung, deren sich gleichfalls einzelne Kunstdrechsler schuldig machten. Ein Kapitalstück der Art beschreibt Doppelmayr. Es ist ein Federmesser, das der Kunstdrechsler Pronner 1606 dem Erzherzog Ferdinand verehrte. Das Heft, das mit zwei Deckeln geschlossen war, enthielt dreizehn elfenbeinerne Kästchen, die mit Hunderten von Kleinigkeiten gefüllt waren. Auf der Innenseite der von Zierraten durchbrochenen Deckel war der erste Vers des 117. Psalms in einundzwanzig Sprachen, sowie der Glauben und das Vaterunser zu lesen (oder vermutlich nicht zu lesen!). In einem der Kästchen lag eine Geldkassette mit geheimem Verschluss, die hundert mit F geprägte Goldstücke enthielt; ein Kirschkern war mit zwei Dutzend zinnernen Tellern, einem Dutzend Messern, die Klingen aus Stahl, die Hefte von Holz, und mit einem Dutzend Löffel aus Buchsbaum angefüllt. Auch wirkliche Haarspalterei ward hier getrieben. Das Haar von einem kleinen Knaben war « zum öfteren durchlöchert, und mit denen zu beeden Enden in 4. Theil gespaltene Haartheile hindurch gefahren, ja gar ein dergleichen Haar in 8 Theile zertheilt auf einem schwarzen Papier mit der Anschauenden grössten Bewunderung zu sehen. »<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Die Dreifaltigkeitsringe sollen von einem Jesuiten Scherer in Ingolstadt erfunden worden sein. Sie bestanden ursprünglich aus einem einzigen Draht, der mit den nötigen Umschlingungen dreimal im Kreise herumgeführt wurde und dessen Enden akkurat zusammengelötet waren. Es war das nicht genau das gleiche, wie die gedrechselten Dreifaltigkeitsringe, die aus drei umeinander geschlungenen, von einander getrennten, aber aus einem Stück Elfenbein herausgearbeiteten Ringen bestanden.

<sup>2)</sup> Natürlich haben sich schon damals manche Leute gefragt, welchen Wert denn die Herstellung

Eine weitere Abschweifung der Kunstdrechsler von dem ihnen zugehörigen Gebiet war die Herstellung anatomischer Modelle. Menschliche Schädel, sogen. Totenköpfe, waren von den Elfenbeinschnitzern nicht so selten in verkleinertem Massstabe gearbeitet worden, eine ganz schöne und dankbare Aufgabe. Für die Drechslerei eignete sich gar nicht übel das Auge, nur durfte man es nicht allzu genau nehmen und sich z. B. nicht daran stossen, wenn der Drehbank zuliebe der Sehnerv so dargestellt wurde, als ob er in der Verlängerung der Achse des Auges läge. Im übrigen war ein solches « Kunstauge » ein ganz subtiles Werk; in ungefähr natürlicher Grösse fein ausgedrechselt und in seine Teile vollständig zerlegbar. Netzhaut und Sclerotica wurden aus Elfenbein gedreht, Aderhaut und Iris aus schwarzem Horn, die Cornea aus englischem Laternenhorn; Linse und Glaskörper aus Glas geschliffen; die Augenmuskeln aus Pergament ausgeschnitten. Wo es angezeigt war, wurden rote Äderlein aufgemalt, auch die Augenlider mit den eingesetzten Wimpern nicht vergessen. Das Ganze kam auf eines der üblichen Gestelle zu stehen. Nachdem das so ziemlich gelungen, wagten sich die Anatomen von der Drehbank sogar noch an die Darstellung des Gehörorgans und embryologischer Dinge, worüber nichts Rühmliches zu sagen ist.

In eine vierte Gruppe bringe ich die kleinen Gebrauchsgegenstände von einfachster Form, rund oder oval, glatt oder gerippt gedrehte Dosen, Büchsen, Nadelbüchsen, Schreibzeuge, Pulverhörner, Pfeifen, deren kunstdrechslerischer Schmuck fast nur in der Verzierung der Oberfläche durch Schuppen, Muscheln u. drgl. bestand, oder wohl auch in flachen Reliefs und Aufschriften, die mit Hilfe des Contrefait-Werks hergestellt waren. Das sah oft recht gut aus und war mindestens zweckmässig; doch mischte sich auch hier gelegentlich der Passicht-Teufel ins Spiel, indem die Büchsen nicht nur gerade, sondern auch schräg gedrechselt wurden, sodass die Seitenflächen zur Bodenfläche geneigt waren, wie beim schiefen Turm von Pisa, was bei Dosen und dergleichen flachen Büchsen abscheulich aussah.

Recht zierliche Arbeiten der Kunstdrechsler, wenn auch allzusehr nur Spielerei, sind die stark verkleinerten Nachbildungen von Spinnrädern, Haspeln, Bettstätten u. drgl.; ihr Bestes aber geben sie uns in gewissen grössern Schaustücken, wie Pokalen, Kelchen, Vasen, bei denen eine schöne Form angestrebt und der ganze Apparat der Verzierungskunst in Bewegung gesetzt wurde. Freilich, wo das leidige Passicht Kopf und Hand verwirrte, fielen solche grosse Stücke, die viel köstliches Elfenbein verbrauchten, oft genug recht abgeschmackt aus. Ein böses Beispiel hiefür ist der Becher des Martin Teuber, den er in der Zusammenstellung seiner Kunststücke (Nr. XXXIX) abbildet. Ein anderer Elfenbeinkünstler verfertigte Pokale « in- und auswendig mit Buckeln, wie solche sonst die Goldschmiede zu treiben pflegten », ein Beweis für die feine Festigkeit des Rohstoffes. Am wenigsten fehl gingen jene Künstler, die für die allgemeine Form

---

von solchen kaum sichtbaren Dingelchen habe, die unterm Vergrösserungsglas jedenfalls unvollkommen und hässlich genug aussahen. Doppelmayr spricht sich hierüber in der nach Form und Inhalt merkwürdigen Anmerkung (Seite 218) folgendermassen aus: « Solten einige mit Aeliano bey dergleichen Kunst-Sachen, die mehr curieux als nützlich sind, zu sagen pflegen, quod hæc sint vana temporis jactura, so mag man doch sonsten noch andere gute Gedancken dabey haben, in Erwegung, dass nemlich, da solche Kunstwercke, da sie schwer und mühsam zu machen, von einer grossen Geschicklichkeit ihres Meisters und von besonderen Gaben, die manchen Menschen angedeihen, sattsam zeugen, die Natur-Wercke, welche unbeschreiblich subtiler und considerabler sind, einen um so grössern, ja den grössten Meister, dessen Allmacht unendlich ist, uns richtigst zu erkennen geben. »

gute Vorbilder der Goldschmiede zum Muster nahmen und für diese, wie für die möglichst ungezwungenen Verzierungen, am Kreisrunddreheln festhielten. Als Zierrat kamen neben den endlos wechselnden Profilen besonders in Betracht die Guillochierungen, vor allem aber die dünn ausgedrehten Hohlkugeln, Schalen oder Ränder, die auf die mannigfaltigste Weise ausgeschnitten und durchbrochen wurden und so die zierlichsten und reichsten Ornamente abgaben.

Von den bekannteren Kunstdrechslern sei zunächst erwähnt der französische Franziskaner-Mönch Charles Plumier, bekannt durch sein vor zweihundert Jahren verfasstes Lehrbuch der Drehkunst, das sich in dem französisch und lateinisch verfassten Text und auf den 65 Tafeln fast ausschliesslich mit den Maschinen und Werkzeugen befasst. Plumiers Arbeiten gleichen ganz den gleichzeitigen Arbeiten der Deutschen; auch er dreht oft genug schief und verwendet die «Wendeltreppen» als Verzierung. Als eigenartige Verzierungen treffe ich bei ihm die französische Wappenlilie und langgestielte Blumen, die garbenförmig aus Kelchen emporwachsen. In Deutschland, wo allem Anscheine nach die Kunstdrechslerei die weiteste Verbreitung fand, war Nürnberg der Hauptsitz derselben. Besonders berühmt war hier die Drechslersfamilie Zick, nämlich Peter Zick d. ä. mit den Söhnen Peter, Lorenz und Christof und dem Enkel Stephan. Der Vater Zick (gest. 1632) war bekannt durch seine elfenbeinernen Trinkgeschirre wie als Lehrer des Kaisers Rudolf II. in Prag. Von seinen Nachkommen gelten Lorenz und dessen Sohn Stephan als die bedeutendsten. Lorenz war «ein sehr künstlicher Arbeiter, geflammt, pastirt, oblong und auf viele andere Art zu drehen, macht so subtile Ding, dass sich darüber zu verwundern.» Er ist der Verfertiger der Buckel-Pokale und der Erfinder von zwei ganz besonders angestaunten Kunststücken. Das eine gleicht den ineinandergedrehten Kugeln, besteht bei ihm aber aus Vielflachen (Pentagondodekaëdern) und geht bis auf 16 ineinandergeschachtelte Hohlkörper; das andere ist ein eiförmiges hohles «Corpus», aus dessen Innerem auf dem Contrefait-Werk eine kunstvolle Büchse gedrechselt worden ist. Lorenz Zick war auch manches Jahr Lehrer des Kaisers Ferdinand III. in Wien; er lebte von 1594—1666. Stephan Zick, 1639—1715, war in allen Kunststücken seines Vaters geschickt, verfertigte zuerst Dreifaltigkeitsringe aus Elfenbein und scheint auch der Erfinder des Kunstauges und Kunstohres zu sein. Schliesslich verlegte er sich auch auf die Kleinigkeits-Drechslerei und ist wohl infolge dieser unzweckmässigen Beschäftigung erblindet. Ein Verwandter, David Zick (gest. 1777), ist der letzte dieser berühmten Nürnberger Kunstdrechsler. Er verbesserte am Kunstauge den Eintritt des Sehnerven und verfertigte namentlich Dreifaltigkeitsringe. Doppelmayr nennt auch einige von auswärts eingewanderte Drehkünstler. Leo Pronner aus Klagenfurt, der 1600 nach Nürnberg kam, ist der schon erwähnte Kleinigkeitskünstler, der indes auch grössere Arbeiten schnitzte und drechselte, Kruzifixe, Totenköpfe, Ringe. Friedrich Kleinert, 1633—1714, stammte aus Bartenstein in Ostpreussen, machte in seiner Heimat die Lehre als Kunst- und Silberdrechsler durch und liess sich 1664 nach langer Wanderzeit in Nürnberg nieder, wo er bewegliche Figuren schnitzte, auch «bassicht und oval gar fein drehete». Später verlegte er sich auf das Prägen von Medaillen. — Auch Augsburg, Regensburg und München waren bekannte Sitze der Drehkunst. Aus Augsburg wird als hervorragender Meister N. Treffler (um 1650) genannt. In Regensburg war die Kunst drei Generationen hindurch vertreten durch die Familie Teuber

(Taeuber), durch Martin, den Grossvater, Martin Christof, den Vater, und Johann Martin, den Sohn, den besten von allen dreien, wie er selbst sagt.<sup>1)</sup> Dieser Johann Martin Teuber, der sich « Mechaniker, auch Kunst- und Silberdrechsler » nennt, ist der Lehrmeister unseres Lorenz Spengler. Ein künstlerisch veranlagter Mensch war er offenbar nicht; dagegen beherrschte er die Technik seines Handwerks so gut wie irgend einer seiner Zeitgenossen. Er war, wie es scheint, schön in seinen Wanderjahren, in Breslau, Amsterdam, München, als Lehrer gesucht und unterrichtete nachher in Regensburg, von 1717 an, eine Menge hoher Herrschaften an der Drehbank; ja, es übten sich bei ihm auch « hohe Standes-Personen so Männ- als Weiblichen Geschlechts » in der edeln Laquier-Kunst. Ein besonderes Verdienst hat er sich erworben durch sein Lehrbuch der Drehkunst, das freilich kaum ganz unabhängig von Plumier entstanden ist, auch in der Zahl (31), im Format und in der Ausführung der Kupfertafeln hinter dem Werke des französischen Kollegen weit zurücksteht.<sup>2)</sup> Teuber giebt auf einer ganz besonders grossen Figurentafel eine Übersicht seiner Arbeiten. Es sind das Dreifaltigkeitsringe, einfach und kompliziert; drei-, vier- und sechskantig, gerade oder schief gedrehte Säulen; schief gedrehte Nadel- und Zahnstocher-Büchsen; andere Büchsen, gerade oder schief, oval oder rund; auch blose Blatten, wie er es nennt, gleichfalls oval und rund, und alles das mit Guillochierungen oder Relieifarbeiten bedeckt; ein Kunstauge, montiert und in seine einzelnen Teile zerlegt; ein Kunstohr; ein Pfeifchen; eine vierkantige, schief gedrehte, mit Schuppen bedeckte Pyramide; ein Reichsadler; ein Astrolabium (Sphæra armillaris); ferner der schon besprochene Becher und endlich drei zusammengesetzte Hauptkunststücke, ineinandergedrehte Kugeln u. dgl. auf wunderlichen Postamenten mit ebenso wunderlichen Aufsätzen. Das enthält aber, wie Teuber in der Vorrede sagt, noch nicht den ganzen Vorrat seiner Wissenschaften; « sondern es werden bey mir über dieses allerhand physikalische Instrumenten gemacht, vornehmlich gross und kleine Antliæ pneumaticæ, oder Luft-Pumpen samt aller Zugehör: ferners in der Optica gross und kleine Tubi, Perspective, Microscopia, oder Vergrösserungsgläser nach Englisch- und teutscher Invention. Auch pflege ich in Glas allerhand Wappen, Köpfe, und was man für Figuren haben will, zu drucken, solchem allerley Couleuren zu geben, zu schleiffen, und brillantiren. In Elffenbein ätze ich allerhand Landschaften und Historien etc., welche weder mit der Hand zu greiffen noch auszulöschen sind, und dabey wie ein Spiegel glänzen. Eben dergleichen Figuren und auf gleiche Art ätze ich auch in Agatstein z. E. in Knöpfe auf spanische Röhre Spinnen, Fliegen, Scorpionen und andere kleine Tiere. Item Schriften, dass alles aussiehet, als

1) Auf dem Titelkupfer von J. M. Teubers Buch sind alle drei Teuber mit ihrem Wappen und einigen Drechslerkunststücken abgebildet. Darunter steht ein lateinischer und ein deutscher Vers gleichen Inhalts. Der deutsche lautet:

Drei Täuber, welche sich durch Drehen Ruhm gemacht,  
Sind nach dem Rang der Zeit auf diesem Blat zu sehen;  
Doch nimmstu nur die Kunst und ihr Verdienst in Acht,  
So muss des letztern Bild vor beyden erstern stehen.

2) Nach Fuhse hat das Neue, was hier Teuber vorbrachte, in der deutschen Ausgabe des Plumier von 1776 Aufnahme gefunden. Auch Teubers « Unterricht » scheint wiederholt aufgelegt worden zu sein; nach Fuhse erschien er 1740; das von mir benützte Exemplar trägt die Jahreszahl 1756, Regenspurg und Wien, verlegt Emerich Felix Bader. — Auch Plumiers Tafeln sind nicht besonders erfreulich, nicht nur die Maschinen und Werkzeuge, sondern auch die Kunststücke steif und hart. Da sind die Figuren bei Doppelmayr beträchtlich besser.

wann es ein Werck der Natur und nicht der Kunst wäre. Ich giesse in Eisen und Stahl Medaillen und Portraits so scharf, dass man sie von Gepräg nicht leicht unterscheiden wird. Auch richte ich Silber, Stahl und Eisen also zu, dass sie nicht mehr rosten.» Also der richtige Tausendkünstler, wie ihn Nagler mit Recht nennt. Über Geburts- und Todesjahr finde ich keine Angaben.

Aus Regensburg stammte ferner der Kunstdrechsler Pankraz Zeller, aus München Hans Wecker, der herzoglich-bayerischer Hofdrechsler war, und Georg Wecker, den der Kurfürst August an seinen Hof berief. Hier haben sich ferner Christof Koller und Egidius Lobenich aus Köln als Drechsler hervorgethan. Im ganzen sind auffallend wenige Namen erhalten, da doch an solchen Kunstdrechsler durchaus kein Mangel war. Denn an einer Menge von weltlichen und geistlichen Höfen und von vielen hohen Herren und Damen wurde die Kunstdrechserei geübt. In manchem Fürstenhaus bestand die Übung, dass die Prinzen ein Handwerk erlernten, wozu sich durch ihren vornehmen Charakter die höhere Drechserei vorzüglich eignete; öfter aber wurde sie als angenehmer Zeitvertreib angesehen und als Modesache mitgemacht. « Den ersten Platz unter den Liebhabern der Preyswürdigen Dreh-Kunst eignet sich billig das allerhöchste Ertz-Haus Oesterreich zu, indem es schon von langen Zeiten her, gleichwie an allen guten Künsten, so auch besonders an dieser Kunst ein allergnädigstes Wohlgefallen gehabt hat.» Genannt werden Kaiser Rudolf II., Herzog Albrecht IV., Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. Auch am schwedischen, und wie wir bereits wissen, am dänischen Hofe wurde gedrechselt, und selbst Peter der Grosse hat « zu Hause an die Dreh-Kunst selbst eigene Hand angeleget, und es in derselben sehr weit gebracht ». « Und ist besonders merkwürdig, heisst es weiter, dass in dem abgewichenen Seculo, und zwar um das Jahr 1683, alle 7 Kurfürsten gute Kunstdrechsler gewesen », besonders die von Sachsen und Brandenburg, von denen die letztern sich auch mit dem Drechseln von Bernstein abgaben. Genannt sind ferner Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern, und sein Bruder Ferdinand, dann Fürsten von Sachsen-Gotha, Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, Württemberg, Durlach, Sardinien; im weitern Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Freising, Würzburg, Regensburg, und endlich eine Reihe minder hochgestellter Personen. Teuber stellt uns schliesslich noch seine eigenen Schüler vor und widmet ein besonderes Capitul « denen grossen Herren, Ministern, Damen, und andern Liebhabern der Dreh-Kunst, welche von Anno 1713 bis auf gegenwärtig 1740stes Jahr theils meines Unterrichts, theils meiner Kunst-Maschinen sich zu bedienen geruhet, und Gefallen getragen ». Es ist ein halbes Hundert.

Beide Listen Teubers sind offenbar einseitig und geben kaum ein richtiges Bild von der weiten Verbreitung der Kunstdrechserei in Deutschland und anderwärts. Ich möchte beispielsweise noch Lüneburg nennen und an die bereits angeführten Städte Köln und Bartenstein erinnern, womit wenigstens das deutsche Gebiet nach verschiedenen Richtungen erweitert ist. Immerhin ist hier augenscheinlich der Süden vorangegangen, und war namentlich das alte Nürnberg der Hauptsitz auch dieses Kunsthandwerks. Das bestätigt uns ein Brief Luthers, den er 1525, nicht lange nach seiner Verheiratung, an seinen Freund Wenzeslaus Linck in Nürnberg geschrieben.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Der Brief ist lateinisch (in der ursprünglichen Fassung) abgedruckt bei W. M. L. de Wette,

Doctor Martinus drechselte selbst, und da er es in der Kunst weiter bringen wollte, verschrieb er sich feinere Drehwerkzeuge aus Nürnberg, die er zu Hause — bei uns Barbaren, wie er sagt — nicht bekommen konnte. Dabei dachte er an die Möglichkeit, mit der Hände Arbeit sein Brot verdienen zu müssen, falls ihm die Welt den Unterhalt für seinen Dienst am Wort versagen sollte.



### 3. Der Drechsler und Künstler.

Trotz der vielfachen Berührungen mit Süddeutschland, und obschon wir andere Schnörkeleien der Zeit fröhlich mitgemacht, scheint die Kunstdrechselerei in der Schweiz niemals Wurzel gefasst zu haben. Der Mangel fürstlicher Höfe mag wesentlich daran schuld sein. Und so ist unser Lorenz Spengler so ziemlich der einzige namhafte Vertreter jener Kleinkunst, zudem ein recht später Nachläufer, der das Ansehen der Tüfteleien und Spielereien selbst noch schwinden sah, sich auch bei Zeiten davon losmachte und das sich überlebende Handwerk auf eine höhere Stufe zu heben bestrebt war.<sup>1)</sup> Die Kunstdrechselerei alten Stiles kam schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählig aus der Mode und hörte zu Anfang unseres Jahrhunderts ganz auf, auch in Nürnberg, wo nun Spielsachen statt der Spielereien gedrechselt wurden.

Über die Lehrzeit Spenglers ist in der Lebensgeschichte bereits alles gesagt, was wir darüber wissen. Seinen Lehrmeister, den Joh. Martin Teuber, haben wir soeben genauer kennen gelernt, und dabei die Überzeugung gewonnen, dass hier, abgesehen von Technik und Mechanik, nicht viel Gutes zu holen war. In Bern bot sich keine Gelegenheit zu weiterem Fortschritte; dagegen eignete sich Spengler in London neue Vorteile an und lernte er namentlich das « französische Werk » kennen, also wahrscheinlich eine von Plumier herstammende Maschine, die er weit über diejenige seines Lehrmeisters stellte. Zum Broterwerb drechselte er hier, wie wir wissen, Dosen und anderes, zu seiner Empfehlung einen Dreifaltigkeitsring. Um solche Kunststücke des Handwerks hat es sich wohl auch hauptsächlich gehandelt, als er sich bei den fürstlichen Liebhabern in Kopenhagen einführte und auch bald darauf seinen Unterricht an der Drehbank beginnen konnte. Weiss doch sogar Mourier, wo er die Arbeiten Spenglers aufzählt, von gar nichts anderem zu berichten, als von den kleinsten Pardestücken, unter denen — man möchte fast sagen: ärgerlicherweise — sogar die Kunstaugen und Kunstohren figurieren. Spengler blieb aber dabei nicht stehen, und wir werden nicht fehl gehen mit der Annahme, dass er schon in den vierziger Jahren anderes zu drehen und zu schnitzen begann. Eine im Jahr 1752 vollendete Vase

---

Dr. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben etc., III. Teil, Seite 58 u. 59; in deutscher Übersetzung bei J. G. Walch, Luthers sämtl. Schriften, Bd. XIX, Seite 2226.

<sup>1)</sup> In dem provisorischen Namensverzeichnis des Schweiz. Künstler-Lexikons (etwa zehntausend Namen) sollen, wie Herr C. Brun schreibt, doch Kunstdrechsler figurieren; aber von hervorragender Bedeutung scheint keiner gewesen zu sein.

ist mit allerlei Schnitzereien geschmückt, die schon eine nicht geringe Übung voraussetzen; zwei Hirschhornpokale vom Jahr 1753 tragen auf ihren Deckeln liegende Hirsche; und auf dem Ölbilde in Frederiksborg, das spätestens 1754 entstanden sein kann, hält der Künstler zwar noch in der Linken ein Stück mit ineinander gedrechselten Kugeln, aber dessen Fuss ist hübsch einfach und durchaus schnörkelfrei, und im Hintergrunde steht ein hoher Pokal und eine breite Vase.

Derart waren von nun an Spenglers Arbeiten, die allein auf uns gekommen sind, während von den frühern Drechslerkunststücken, man möchte fast glauben, mit Absicht des Künstlers, nichts erhalten, oder doch wenigstens nichts in die öffentliche Sammlung gekommen ist. Was den Umschwung zu stande gebracht hat, wissen wir nicht; aber es liegt sehr nahe, anzunehmen, dass hier teils die Vorbilder von Magnus Berg, teils der Verkehr mit Tuscher und Natter, besonders mit dem erstern, von bestimmendem Einfluss gewesen sind. Dass Marcus Tuscher die Zeichnung zu dem Kronleuchter geliefert hat, wurde bereits gesagt; und so ist es wohl möglich, dass noch hinter dieser und jener Arbeit Spenglers die Idee Tuschers steckt, der indes, wie wir bereits wissen, schon 1751 gestorben ist.<sup>1)</sup>

Spengler hat in der höhern Kunstdrechserei mit gutem Geschmack und geschickter Hand Hervorragendes geleistet; das darf uns nicht wundernehmen. Aber überraschend sind seine Leistungen in der Figuren-Schnitzerei. Zunächst ist gar nicht daran zu zweifeln, dass Spengler die ihm zugeschriebenen plastischen Arbeiten auch wirklich selbst ausgeführt hat. Dass er das im stande war, beweisen die eigenhändig bezeichneten und zu Geschenken für den König bestimmten Arbeiten, bei denen die Figuren die Hauptsache, die Drechslerarbeiten von untergeordneter Bedeutung sind. Bewundernswert ist nun freilich nicht alles. Bei den häufig vorkommenden Kinderfiguren stören hie und da die übermässig geschwollenen Glieder, wie sie die Kunst jener Zeit liebte; einzelnes bewegt sich in gewaltsam übertriebenen Stellungen oder ist auch umgekehrt steif und unbeholfen. Vieles aber ist höchst erfreulich, von guter Erfindung und überraschend sicherer Formengebung. Es ist bekannt, dass viele der herrlichen Schnitzereien auf Kannen u. drgl., wie wir sie aus der Renaissancezeit besitzen, nicht eigene Erfindungen der vortrefflichen Elfenbeinkünstler, sondern Nachbildungen von Kupferstichen und andern Vorbildern sind. An etwas derartiges, oder etwa an die Mithilfe von Bildhauern wird man bei einzelnen Gruppen Spenglers denken dürfen, die einen gewiegten, weit vorgeschrittenen Bildner voraussetzen. Vielleicht ist er aber auch ganz selbständig geworden, was bei seiner künstlerischen Begabung, seinem technischen Geschick und seinem ungewöhnlichen Fleisse nicht zu verwundern wäre. Wenigstens hat Spengler ganz geschickt modelliert. Eine seiner Leistungen, auf die er sich sonderbarerweise etwas Rechtes zu gute that, waren die Reliefs, meist Porträts, die er am Contrefait-Werk ausführte. Die Herstellung der hiefür nötigen Patronen überliessen die Drechsler gewöhnlich den Medaillonschneidern. Ob sich auch Spengler auf diese Kunstgenossen verliess, wissen wir nicht; dass er aber im stande war, wenigstens die Modelle dazu zu liefern, dafür besitzen wir den

---

<sup>1)</sup> In der kurzen Biographie Tuschers von J. C. Spengler (M. T.s Levnetsbeskrivelse in Nye Danske Magazin, 4. Bd. 1823) ist über die Beziehungen zu Lorenz Spengler so viel wie nichts zu lesen.

Beweis in einem Medaillon aus Wachs mit dem Porträt der Königin Juliana Maria, und einem Gipsmodell mit dem Brustbildnis seines Vaters, die beide seinen Namen tragen.<sup>1)</sup>

Es ist einleuchtend, dass diese mechanische Porträt- und Medaillen-Drechserei ein unvollkommenes und unkünstlerisches Verfahren war und leidliche Resultate nur dann geben konnte, wenn ein so geschickter Mensch wie Spengler es sich in den Kopf gesetzt hatte, der Maschine etwas Rechtes abzuzwingen. Einen Sinn hatte das Verfahren allenfalls, wenn es sich um mehrfache Reproduktionen handelte; das wurde aber, wie es scheint, gewöhnlich nicht einmal praktiziert. Die hölzernen Patronen hielten kaum die eine Reproduktion aus, die metallenen aber kosteten viel mehr und gestatteten doch nur eine beschränkte Zahl von Kopien. Ausser für diese Porträt-Drechserei behielt Spengler noch eine ganz besondere Vorliebe für Kettchen, die er da und dort anbrachte, wo man sie sehr leicht missen könnte. Das sind, sozusagen, ein paar haftengebliebene Eischalenreste, die auf das Teubersche Nest in Regensburg zurückweisen.

Nagler sagt, Spengler habe auch in Kupfer gestochen. Woher er das weiss, habe ich nicht in Erfahrung gebracht, ich kann auch keinen Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung beibringen; man weiss namentlich im königlichen Kupferstichkabinet zu Kopenhagen nichts von Spenglerschen Stichen. Dagegen werden in dieser Sammlung einige Handzeichnungen Spenglers aufbewahrt, mit der Feder in Umrissen gezeichnete Vorlagen für Drechslerarbeiten u. a., ohne besonderen Wert. 1. Ein Kronleuchter; 2. ein Aufsatz mit der Büste Friedrichs V., signiert: L. Spengler Tourneur de Sa Majesté le Roy. Copenh. d. 31. Martii 1751; 3. Aufsatz mit dem Namenszuge Friedrichs V.; 4. Straussenei, montiert; 5.-6. Entwürfe zu zwei Öfen; 7. Löwenkopf mit Helm; 8. Adlerkopf.<sup>2)</sup>

Folgendes sind die Arbeiten Spenglers, die in der Chronologischen Sammlung der dänischen Könige (de danske Kongers kronologiske Samling) im Schloss Rosenborg bei Kopenhagen aufbewahrt werden, und über die ich dem Inspektor, Herrn Dr. Brock, mancherlei Auskunft verdanke. (Die Numerierung stimmt mit der Numerierung des Spengler-Albums überein.)

1. Schachfiguren, Damensteine und Schachbrett aus Bernstein. Höhe einer Figur des Königs 6,8, eines Bauern 4,1 cm. Im Kunstkammer-Inventar von 1775 erwähnt.

— Eine Wiederholung desselben, gleichfalls 1775 erwähnt.

— Im Nationalmuseum zu Kopenhagen befinden sich die Reste eines Schachspiels aus Elfenbein, das vielleicht von Spengler herrührt.

2. Allegorische Kinderfigur, die Klugheit, auf einem auf vier Säulen stehenden Postament; aus Bernstein. Gesamthöhe 24 cm. Ohne Jahreszahl.

3. Allegorische Kinderfigur, die Beständigkeit; Gegenstück zu Nr. 2. — Diese oft wiederkehrenden Allegorien haben Bezug auf den Wahlspruch Friedrichs V.: « klug und beständig ». Das Attribut der Klugheit ist jeweils ein Spiegel mit Schlange, dasjenige der Beständigkeit eine Säule.

<sup>1)</sup> Die Patronen mussten vertieft geschnitten werden. Dabei gestattete die Maschine Vergrößerung oder Verkleinerung der Vorlage, doch nur in der Fläche; die Dicke (Höhe) des herausgedrehten Reliefs entsprach unter allen Umständen der Tiefe des Schnittes der Patrone. Teuber rät daher, die Patronen nur wenig tief zu schneiden, « dann wann das Bild auf dem Bein verjüngt, oder ins kleine gebracht wird, so kommt es sehr hoch, und unproportioniret heraus ».

<sup>2)</sup> Nach Auskunft des Herrn Bloch, Direktor der königl. Kupferstichsammlung in Kopenhagen. Herr B. glaubt, dass Nagler im Irrtum sei, und es sich wohl nur um Kupfergefässe oder dergl. handle, die Spengler mit dem Grabstichel ornamentiert habe.

4. Kronleuchter aus Bernstein, nach der Zeichnung M. Tuschers 1753 vollendet. Höhe 92,5 cm (3 dänische Fuss). Den Mittelpunkt, von dem die zweimal 6 perlschnurartigen Hauptarme ausgehen, bildet ein sechssäuliger Tempel, der eine Minervastatue ein-schliesst. Je 4 kleinere Arme sind ober- und unterhalb des Tempels angebracht. Nach oben endigt das Ganze in einen Baldachin, der eine Krone trägt; nach unten in eine reich verzierte Kugel, an der ein Elefant mit Turm hängt (dänisches Ordenszeichen). Die Arme sind mit Kronen, Blumenvasen u. drgl. verziert, mit Ringen, in denen sich Vögel schaukeln, und mit geschliffenen Bernsteinstücken reich behangen. — Es existiert eine Abbildung dieses Kronleuchters in Kupferstich, die folgende Unterschrift trägt: « Diese Abbildung eines nach der Architect-Ordnung aus Bernstein verfertigten Kron-Leuchters, der gegenwärtig auf der königl. Kunst-kammer verwahrt ist, wird dem Herrn Joh. Konrad Spengler, Rathsherren und Stadts-Architect der Stadt Schaffhausen zugeeignet vom Verfertiger, als dessen zärtlich liebenden Bruder Lorenz Spengler königl. dänischer Hofkunstdrechsler. W. A. Müller f. Copenhagen 1762. » Der Stich stellt den Kronleuchter in zu schlanken Verhältnissen dar und stimmt in einigen Zierraten mit dem jetzigen Zustande nicht ganz überein.

— Pokal aus Schildpatt vom Jahr 1754; ein zweiter, ähnlicher, sehr wahrscheinlich auch eine Arbeit Spenglers.

5. Pokal aus Hirschhorn. Eine Art Naturbecher. Das passende Stück eines riesigen Geweihs ausgehöhlt, mit einem einfach gedrehten Fusse und mit einem Deckel versehen, auf dem ein liegender Hirsch und Jagdgeräte geschnitzt sind. — Höhe 31 cm. 1753.

6. Ein ganz ähnlicher Pokal, bei dem aber der nach dem gleichen Profil gedrehte Fuss schief steht; wahrscheinlich ebenfalls eine Arbeit Spenglers.

7. Vase aus Elfenbein, abgebildet auf der Figurentafel des ersten Heftes (Nr. 2, wenn die Figuren von links nach rechts mit 1—4 bezeichnet werden). Bemerkenswert ist hier die Schnitzerei einer Landschaft am Deckel der Vase. Der mit einem übermässig grossen Hut ausgestaffte Junge oben auf dem Deckel spielt mit einem Truthahn. — Höhe 40 cm. 31. März 1764.

8. Vase aus Elfenbein; das ältere, weniger überladene, auch in den Formen bessere Gegenstück zu Nr. 7. Der Körper der Vase wird getragen durch drei Pansköpfe, die sich, durch eine passicht gedrehte Platte unterbrochen, nach unten in drei Bocksbeine fortsetzen, die auf breiter Basis stehen. Seitlich sind drei Elefantenköpfe mit lebhaft bewegten Rüsseln angebracht. Den hohen Deckel krönt eine geschnitzte Gruppe, ein Triton, der einen mit dem Oberkörper einer Frau ausgestatteten Vogel umfasst hält. — Höhe 42 cm. 1. Januar 1763.

9. Vase aus Elfenbein. Von schlankem Bau, etwa wie eine Moderateurlampe. Der hohe Fuss mit Flechtwerk und anderer durchbrochener Arbeit geziert. Der kugelige Vasenkörper verhältnismässig klein, von meridional verlaufenden Bändern überdeckt; seitlich mit zwei geflügelten Drachen als Henkeln. Oben eine lebhaft bewegte, geflügelte weibliche Figur, die in den Händen einen Spiegel (?) hält. — Höhe 41 cm. 1752 zum Andenken an den Tod der Königin Luise (1751) verfertigt.

— Vase aus Elfenbein. 1760.

10. Pokal aus Elfenbein. Cupa und Basis des Fusses in ziemlich einfachen Profilen glatt gedreht; Fuss und Deckel im übrigen von zierlicher durchbrochener Arbeit. Oben ein Bär. — Höhe 38 cm. Datum nicht bekannt. — Fig. 3 der gen. Tafel.

11. Pokal aus Elfenbein; genau wie der vorige, aber statt des Bären auf dem Deckel ein Affe.

12. Pokal aus Elfenbein. Sehr schlank; Cupa und Basis des Fusses guillochiert; Aufsatz des Deckels und Fuss im übrigen von zierlicher durchbrochener Arbeit. Oben ein geflügelter Drache. — Höhe 42 cm. Ohne Datum.

13. Pokal aus Elfenbein. Wie Nr. 12, nur etwas niedriger und auf der Spitze des Deckels ein gefangener Fuchs. — Höhe 38 cm.

— Fünf weitere Pokale, wahrscheinlich auch Arbeiten Spenglers.

14. Straussenei als Vase in Elfenbein gefasst. Fuss und Aufsatz mit reicher durchbrochener Arbeit; seitlich Ornamente aus rot gebeiztem Elfenbein. Oben Jagdhund mit Hirsch. — Höhe 42 cm. — Fig. 1 der gen. Tafel.

15. Ebenso, Gegenstück zu dem vorigen. Oben ein Adler mit Beute. Als Spenglersche Arbeit 1775 erwähnt.

16. Ebenso; die Einfassung reicher und mannigfaltiger als bei den eben aufgeführten Eiern. Oben eine schreitende Minerva. — Höhe 45 cm. 31. März 1857. — Fig. 4 der gen. Tafel.

17. Ebenso; Gegenstück zu dem vorigen. Oben ein stehender Mars. — Höhe und Datum gleich wie oben. — Von den Eiern dieser zwei Stücke heisst es, dass sie 1753 in der königlichen Menagerie zu Frederiksborg gelegt worden seien.

— Drei ähnliche Einfassungen von Strausseneiern, wahrscheinlich auch Arbeiten Spenglers.

18. Elfenbeingruppe: Ein an einen Felsen gefesselttes Kind von einem Adler angefallen. Auf vierseitigem Postament aus schwarzgebeiztem Holz. — Gesamthöhe 27,5 cm. Vor 1766 in die Kunst-kammer gekommen.

19. Elfenbeingruppe; Gegenstück zur vorigen: Zwei Kinder, die mit einer grossen Muschel spielen.

20. Elfenbeingruppe: Zwei Kinder, die mit einem angeketteten Eichhorn spielen. Das vierseitige Postament mit Kettchen behangen. — Gesamthöhe 40 cm. 31. März 1762.

21. Elfenbeingruppe; Gegenstück zur vorigen: Zwei Kinder, die mit einem angeketteten Papagei spielen. Das Übrige wie bei Nr. 20.

22.-25. Vier Kinderfiguren aus Elfenbein, die vier Jahreszeiten darstellend. Gedrechselte Postamente aus schwarz gebeiztem Holz. — Höhe 15,5 cm.

26. Elfenbeingruppe: Diana, die einen Hund an der Kette hält. Das Postament aus schwarzem Holz bildet einen Bogen und ist mit Elfenbein- und Holzdrechslerereien verziert. Höhe 55 cm. — 1761 dem König Friedrich V. bei Anlass der Abschaffung der Parforcejagd überreicht.

27. Elfenbeinfigur: Die Gottesfurcht, die Seite 18 bereits beschrieben ist. — Höhe 43 cm. 31. März 1761.

28. Elfenbeinfigur: Die Gerechtigkeit, eine langbekleidete weibliche Figur ohne Binde vor den Augen, in der Linken die Waage haltend, in der Rechten das Schwert; zu den Füßen ein Rutenbündel und als drechslerische Leistung wiederum ein Rauchfass. Das schwarze vierseitige Fussgestell mit Elfenbeinrosetten geschmückt. — Höhe 34,8 cm. Kein Datum.

29. Medaillon in Wachs mit dem Brustbild der Königin und der Umschrift: JULIANA MARIA . D . G . REGINA . D . N . V . D . — L. SPENGLER . F . — Durchmesser, den gedrechselten Rahmen inbegriffen, 29 cm. Wurde 1887 von dem damaligen kaiserlich deutschen Gesandten, Freiherrn v. Stumm, der Sammlung geschenkt.

30. Unvollendetes Medaillon in Elfenbein mit dem Porträt des Königs und der Umschrift: FRIDERICUS V . D . G . REX . DAN . N . V . G . — L. SPENGLER . . — Das Medaillon ist wie diejenigen von Nr. 31, 32 und 33 auf dem Contrefait-Werk gedrechselt; der zweite Umgang des Meissels hat in der Mitte begonnen, ist aber wahrscheinlich wegen der Splitterungen im Gesicht nicht durchgeführt worden. Durchmesser 10,5 cm.

31. Medaillon in Elfenbein mit den Bildnissen des Königs und der Königin und der Umschrift: FRID . V . ET . JUL . MAR . REX . ET . REG . D . N . V . G . — L. SPENGLER. — Das Medaillon trägt oben die Königskrone und seitwärts Blumenschmuck; es steht auf einem schweren, durch Guillochierung und durchbrochene Arbeit gezierten elbenbeinernen Postament. Links und rechts, durch eine zusammenhängende hölzerne Basis damit vereinigt, stehen auf kleinern Elfenbein-Postamenten allegorische Kinderfiguren, die Klugheit und Standhaftigkeit. — Höhe 30 cm. 31. März 1755.

32. Medaillon in Elfenbein mit dem Bildnis des Königs und der Umschrift: FRIDERICUS . V . D . G . REX . DAN . N . V . G . — L. SPENGLER. — Nach der Art von Nr. 31, doch alles grösser und reicher. Die Königskrone sitzt auf ausgebreiteten Adlersflügeln; die Blumenkränze sind üppiger und reichen weiter hinunter; das Postament ist namentlich mit durchbrochener Arbeit reicher ausgestattet; die zusammenfassende hölzerne Basis ist höher; die Postamente der allegorischen Kinderfiguren sind zierlicher gedrechselt; diese gleichen denen von Nr. 31 fast genau, doch steht hier die Klugheit rechts und die Standhaftigkeit links. — Höhe 27 und 43 cm. 31. März 1759.

33. Grosses Schaustück; die Architektur, eine Art von zweistöckigem Triumphbogen, grösstenteils aus schwarzem Holz, einzelne Teile, wie Säulen und Gesimse aus Elfenbein. Aus Elfenbein sind ferner folgende Zierraten geschnitzt und gedrechselt: Innerhalb des untern Bogens, der über der Wölbung einen Kranz trägt, steht die Büste König Friedrichs V.; links und rechts davon, zwischen Säulen, zwei weibliche Gestalten, die Klugheit und die Standhaftigkeit, die erstere von vortrefflicher Haltung. In der Mitte des Gesimses, das den zweiten Bogen trägt, ein runder Schild mit dem Namenszug des Königs; darüber die Krone und ein Blumengewinde. Der zweite Bogen ist fast völlig verdeckt durch zwei grosse Medaillons, das eine mit dem Bildnis Friedrichs III. und der entsprechenden Umschrift, das andere mit einer allegorischen Darstellung und der Umschrift: INITIUM FELICITATIS SEPTENTRIONIS MDCLX. Beide Medaillons tragen oben die Königskrone und sind mit Blumen umkränzt. Auf dem obersten Gesims das dänische Wappen und darüber die Königskrone. Unten auf zwei kleinen Feldern die Inschrift: L. Spengler — d. 16. October 1760. — Höhe 52 cm. — Diese Arbeit wurde von Spengler zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Souveränität ausgeführt.

34. Eine allegorische Gruppe aus Elfenbein: Zwei weibliche Gestalten, die Dänemark und Norwegen darstellen. Das schwere, passicht gedrehte Postament hat die Aufschrift: Copenh. d. 31. Martii 1758. — Höhe 38 cm.

35. Apollo, der ein Medaillon mit dem Bildnis Friedrichs V. bekränzt; in Elfenbein. Das etwas leichtere Postament gleichfalls passicht gedreht und mit durchbrochener Arbeit. — Höhe 42 cm.

36. Grosses Schaustück (Fig. 5), bei dem ausser Elfenbein schwarz gebeiztes Holz mit teilweiser Vergoldung und prächtig gefärbte Mineralien zur Verwendung kamen. Auf der korinthischen Säule aus Lapis lazuli steht eine Diana, am Fuss der Säule eine Jagdnympe mit Hund. Die Säule selbst ist teilweise bedeckt mit Elfenbeinschnitzereien, die auf das Jagdwesen Bezug haben. Links und rechts auf den vorspringenden Seitenteilen des Postaments geschnitzte Elfenbeingruppen; links Atalanta von Amor gekrönt, rechts Meleager mit einem Hund und dem Kopf des kalydonischen Ebers. Hinter jeder Gruppe eine zierlich gedrechselte Vase. Die Füllungen des schwarzen Postaments sind ausgelegt mit Lapis lazuli, Agat, Jaspis und Bernstein. Das Ganze ruht auf kurzen, linsenförmig gedrechselten Füßen aus Elfenbein. Höhe 69 und 38 cm. Nicht datiert.

\* \* \*

37. Nur durch die Abbildung in Kupferstich bekannt ist das auf Seite 20 bereits erwähnte Werk Spenglers, das als das gelungenste dieser Gattung galt, das Brustbild seines Vaters in Relief, in der uns bekannten Weise auf dem Contrefait-Werk gedrechselt. Vater Spengler ist in reicher Kleidung dargestellt, der Kopf nicht wie auf den übrigen Medaillons im Profil, sondern in linksseitiger Dreiviertels-Ansicht. Weiteres ist aus der verkleinerten Wiedergabe (Fig. 6) ersichtlich. Das auf dem Postament angebrachte Wappen ist das Spenglersche. — Auf dem Kupferstich hat das Medaillon 130 mm Durchmesser; auch ist daselbst die Elfenbeinarbeit noch umgeben von einem Kranze von Muschelornamenten mit kleinem Gemäuer, sodass die Plattengrösse 295 : 257 mm beträgt. Unten ist der Stecher genannt: O. H. de Lode Ch. R. S. D. sculps. Hafniæ 1755.

38. In weiland schaffhauserischem Privatbesitz befindet sich das mutmassliche Gipsmodell zu obigem Medaillon. Das Brustbild selbst stimmt, abgesehen von der Grösse, genau mit dem Stiche überein, dagegen nicht ganz die Umschrift, die hier etwas zu weitläufig angelegt ist und auf der Patrone abgeändert werden musste. Das Brustbild ist auf dem Modell nachträglich koloriert, die Buchstaben sind vergoldet. Der Durchmesser beträgt 236 mm.

— Leider sind gerade einige der grössten Arbeiten Spenglers verschollen, die noch 1839 in der Sammlung des Sohnes vorhanden waren und im Auktionskatalog dieser Sammlung beschrieben wurden. Nagler erwähnt daraus vier Pyramiden, «wovon die grösste 2 1/2 Ellen hoch ist. Zwei andere sind 22 Zoll und die vierte 16 Zoll hoch. Das Fussgestelle der ersteren bildet einen Tempel. Ein fünftes Stück in Elfenbein stellt einen Tempel mit Ornamenten dar, mit einer Büste im Innern. Dieser Tempel ist 18 Zoll hoch»; also vielleicht unser Nr. 33?



## Der Naturforscher.

Spenglers Beruf war die Kunstdrechslerei; in naturwissenschaftlichen Dingen war er Dilettant; es fehlte ihm, wie jede gelehrte Bildung überhaupt, so namentlich auch die fachwissenschaftliche Vorbildung. Trotzdem hatte er auf beschränkten Gebieten bald solch bedeutende Leistungen aufzuweisen, dass er hierin bei den Zeitgenossen als Autorität galt. Einen vorübergehenden grossen Erfolg hatte er als Elektrotechniker, wovon später noch die Rede sein soll. Hier interessieren uns zunächst seine Forschungen auf einem naturgeschichtlichen Gebiete, die er, wenigstens als kundiger Sammler, bis ins hohe Alter fortsetzte, nachdem er den Drechslerkittel längst an den Nagel gehängt hatte.

Das Studium der Organismen durch Zergliederung und mit Hilfe des Mikroskops hatte schon längst begonnen, und die Insekten-Biologen Réaumur, Rösel und De Geer standen zu Spenglers Zeiten mitten in ihrer verdienstvollen Arbeit. Aber das waren Ausnahmen. Die naturgeschichtliche Forschung bestand doch noch vor-

wiegend im Sammeln von Naturalien und in deren Klassifikation nach äusseren Merkmalen. Dabei spukte noch das Raritätenkammerwesen des vorausgegangenen Jahrhunderts in den Köpfen; besonders schöne, seltene und recht sonderbare Objekte hatten den Vorzug, und damit standen ganze Familien und Klassen von Geschöpfen in höherem Ansehen als andere, ein Standpunkt, der ja heutzutage durchaus noch nicht völlig überwunden ist. Im allgemeinen wurde überhaupt die Tierwelt bevorzugt, und hier waren es die Schmetterlinge einerseits, die Schnecken und Muscheln andererseits, denen einzelne Fachleute und eine Menge Laien Zeit und Geld widmeten. Geld vor allem und gute Verbindungen waren nötig, da bei den Schmetterlingen die Exoten eine willkommene Erweiterung bildeten, während bei den Conchylien den um vieles prächtigeren Bewohnern der Meere entschieden der Vorzug gegeben wurde vor unseren unscheinbaren Land- und Süsswassermollusken. Zu den guten Verbindungen gehörten namentlich solche mit Seefahrern, und so kam es, dass gerade auf diesen Gebieten der Naturforschung zwei kleine Länder wie Holland und Dänemark eine ganz hervorragende Rolle spielen konnten.

Offenbar war es bei Spengler sein Beruf, d. h. der Verkehr mit den Elfenbeinhändlern, der ihn zum Sammeln von Naturalien veranlasste. Ein Teil dieser Sammlung war kaum etwas anderes, als eine Raritätenkammer, deren buntes Allerlei ihm aber nicht nur eine Augenweide war, sondern auch zur Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse dienen musste. Vor allem zogen ihn die Conchylien an, die er nun methodisch und mit solchem Eifer zu sammeln begann, dass sich seine Sammlung neben den vielen schon längst bestehenden Kabinetten sehr bald sehen lassen durfte und mit der Zeit auch die berühmtesten übertraf. « Unter den hiesigen Besitzern von Conchyliensammlungen, konnte Kratzenstein schon 1758 schreiben, dürfte man schwerlich einen genauern Kenner der Conchylien antreffen, als den hiesigen Hofkunstdreher, Herrn Spengler. Mit einer seltenen Fertigkeit in den Werken der Kunst verbindet er eine solche Neigung zur Kenntnis der Werke der Natur, und vornehmlich der Schaalthiere, dass er weder Fleiss noch Kosten sparet, sich theils aus den seltensten dahingehörigen Schriften, theils durch Briefwechsel mit verschiedenen auswärtigen Naturalisten darinnen vollkommener zu machen. In dessen Naturalien-cabinete ist, ausser einer ansehnlichen Sammlung von Mineralien, einer grossen Anzahl Versteinerungen, Zähnen, Hörnern und Klauen von indianischen und andern Thieren, eine sehr vollständige und ansehnliche Conchyliensammlung nach der Rumphischen Methode angeordnet. » Es folgt dann eine lange Liste der Seltenheiten dieser Sammlung.<sup>1)</sup> Spengler war damals schon Mitarbeiter an dem (unten eben angeführten) Regenfuss'schen Conchylienwerk, für das er mit Rat und That bereit stand, auch einen Teil der Beschreibungen lieferte. Es ist das, so viel mir bekannt, seine erste litterarische Leistung auf diesem Gebiete. Die Kupfertafeln des Prachtwerks gehören zu dem Schönsten und Besten, was die Kunst auf dem Gebiete der naturgeschichtlichen Illustration geleistet hat. Regenfuss selbst, der Stecher, hat die Zeichnungen mit sicherer

---

<sup>1)</sup> Auserlesene Schnecken, Muscheln und andere Schaalthiere auf allerhöchsten Befehl seiner königlichen Majestät nach den Originalen gemalt, in Kupfer gestochen und mit natürlichen Farben erleuchtet von Franz Michael Regenfuss, königlichem Kupferstecher. Kopenhagen 1758. Seite VI sqq. (Von den vornehmsten Naturalienkammern und Conchyliensammlungen in Dänemark.)

und leichter Hand und mit delikater Rücksicht auf den nachfolgenden Illuminator ausgeführt, und dieser mit gewissenhaftem und künstlerisch geschultem Pinsel wahre Meisterstücke solcher Kleinmalerei geliefert. Dieser Maler, der nicht vergessen sein darf, hiess Gabriel Müller; er war aus Ansbach gebürtig, in frühern Jahren Schüler und Mitarbeiter von Kupetzky in Wien. Leider ist das allzu kostbar angelegte Unternehmen nicht über die zwölfte Tafel hinausgekommen. Als Ersatz für das aufgegebenen begann zehn Jahre später ein anderes, ungewöhnlich lebensfähiges Conchylienwerk, das Neue systematische Conchylien-Cabinet von Martini (später Martini und Chemnitz), das 1795 mit 11 Bänden Text und 2 Bänden Kupfertafeln abgeschlossen wurde, dann, bis 1829, neue Fortsetzungen erhielt, zehn Jahre später eine neue Auflage erlebte und nun unter dem alten Titel noch fortwährend neue Lieferungen aussendet. Spengler ward auch hier Mitarbeiter und kam 1778, nach Martinis Tod, als dessen Nachfolger in Vorschlag, eine Ehre, die er ausschlug, um sie dem zuerst angerufenen Chemnitz zu überlassen, dem er der treue und unentbehrliche Mitarbeiter blieb. Chemnitz ehrte auch diese wichtige Mithilfe durch den in den Vorreden immer wiederkehrenden Dank und durch die früher schon beschriebene grosse Kopfvignette mit Spenglers Bildnis, die vom vierten an alle folgenden Bände ziert.<sup>1)</sup>

Spengler hat nun aber von den 70er Jahren an auch unabhängig von solchen Unternehmungen eine ganze Reihe naturgeschichtlicher Abhandlungen verfasst, die in dänischen und deutschen Zeitschriften niedergelegt und zum Teil jetzt noch von massgebender Bedeutung sind, sich auch mit solchen Geschöpfen beschäftigen, denen der grosse Haufe der Liebhaber nur geringes Interesse entgegenbrachte. In eine richtige Conchyliensammlung jener Zeit gehörten nämlich alle die Tiere, die Linné, das Haupt der damaligen Systematiker oder Methodisten, wie man sie nannte, unter dem Begriff Schalthiere vereinigte, wobei unter Schale jede steinartige Hülle verstanden wurde. Es gehörten also dazu die Nautilen und verwandte Tiere, aber nur sofern sie eine Schale hatten; dann die Schnecken, natürlich mit Ausnahme der unbeschalten Nachtschnecken, und die zweischaligen Muscheln; ferner die sogen. Entenmuscheln (Lepas) und Meer-eicheln (Balanus), die beide zu den krebstartigen Tieren gehören; endlich die Geschöpfe, die in starren Röhren leben, wobei eben diese steinernen Gehäuse als Schalen galten. Zufällig, möchte man sagen, gehört ein Teil dieser Röhrenbewohner in der That zu den Muscheltieren, da ihr wurmförmiger Körper mit wirklichen kleinen Schalen ausgerüstet ist; andere freilich sind eigentliche Würmer und gehören, wie jene Krebse, von rechts wegen nicht hieher. Für die Mehrzahl der Sammler existierten die Tiere selbst überhaupt gar nicht, und waren die leeren Gehäuse der Nautilen, der Schnecken und Muscheln das allein Begehrenswerte; diese mussten ausserdem gut gereinigt sein und waren in der That oft viel gründlicher aufgeputzt, als sich mit dem naturwissenschaftlichen Bedürfnisse vertrug. Solchen Sammlern war auch an jenen schalentragenden Krebsen oder an den « Röhrenwürmern » nicht allzuviel gelegen, denn zu polieren gab es hier nichts, auch machten sich da und dort die Tierkörper in sammlungswidriger Weise breit. Spengler kannte keinen Unterschied. Auch er hatte Freude an den so mannigfaltigen und zum Teil recht wunderlichen Formen der Gehäuse, an dem wundervollen Spiel der Farben und an dem unerschöpflichen Reichtum der Zeichnung; er ist,

<sup>1)</sup> Auch Bd. 9 u. 10 nicht ausgenommen, wie ich hier die Angabe auf Seite 28 verbessern muss.

als man durch Cooks Reisen nach der Südsee ganz neue Arten kennen lernte, entzückt über diese neuen Formen, bei denen, wie er sagt, alles sauberer, zierlicher und netter ist, als bei den Schnecken anderer Meere. Aber dabei bleibt er doch der Naturforscher, dem das Unscheinbare und Kleine soviel gilt als das Grosse und Glänzende. So schenkte er besondere Aufmerksamkeit gerade jenen Entenmuscheln und Meereicheln, und so studierte er die Pholaden und die Schiffsbohrwürmer, von denen eine Art, die er *Teredo batavus* nannte, damals in Holland an den Pfählen der Deiche ganz entsetzlichen Schaden anrichtete. So stellte er auch das Wesen der sogen. Herkuleskeule zuerst ins rechte Licht. Unter diesem riesenhaft klingenden Namen waren kleinfinger-grosse Wurmröhren bekannt, die aus Tranquebar in die Sammlungen gekommen waren. Spengler fand, dass die Röhren beim Schütteln klapperten, und entdeckte als Ursache des Geräusches kleine schmale, regelmässig gebaute Körper, die er als die Schalen eines teredoartigen Tieres erkannte und richtig zusammensetzte. Begeistert schildert er « die schöne Gestalt und nette Ordnung der Teile, den künstlichen Bau », den ihnen die Meisterhand des Schöpfers gegeben. Damit giebt er sich aber nicht zufrieden. Er lässt sich die in Spiritus eingesetzten Tiere aus Tranquebar kommen und findet seine Annahme bestätigt; lernt ausserdem den eigenartigen Wohnort des Tieres kennen, das Innere einer kokosnussartigen Frucht, die an der Küste herumschwimmt. Er bildet nun alles genau ab, zum Teil vergrössert, und giebt eine ausführliche Beschreibung. Die Gattung nennt er *Gastrochæna*.

Besonders wichtig sind die monographischen Bearbeitungen einzelner Conchylien-Gattungen, wie *Cardium*, *Tellina*, *Macra*, *Chiton* u. a. Von *Cardium*, den Herzmuscheln, beschreibt er vierzig Arten, alle aus seiner Sammlung, und darunter eine Anzahl neuer. Seine Beschreibungen standen ihrer Bestimmtheit und Zuverlässigkeit wegen im höchsten Ansehen. Bei Gelegenheit schrieb Spengler auch über ganz andere naturgeschichtliche Gegenstände; offenbar war er auf weitem Gebieten bewandert und zum Teil recht eingehend unterrichtet. So vergleicht er einmal den eigenartigen Perlmutterglanz einer Südseemuschel mit dem schillernden Hinterleib der *Buprestis sternicornis*.

Es wurde schon oben gesagt, dass sich Spengler bis ins hohe Alter mit solcher Naturforschung beschäftigt habe. Es schreibt z. B. Chemnitz in der Vorrede zum XI. Band des Conchylien-Cabinets (1795): « Dass ich auch bei diesem Theile die freundschaftlichste Unterstützung meines ältesten, treuesten und besten Freundes, des Herrn Spenglers erfahren habe, davon zeugen alle Blätter und Bögen. Eben da ich dieses schreibe, erfahre ich von demselben die erwünschte Nachricht; dass er auf's Neue einen ausnehmend grossen Transport von nie zuvor gesehenen, allen Conchyliologen unbekannt gebliebenen, und also auch noch nie beschriebenen Conchylien aus London empfangen. Sie sind bei Botany-Bay, bei der Insel Norfolk in der Südsee und bei Brasilien gesammelt worden und grösstenteils wohl zum erstenmal nach Europa gekommen. » — Ich gebe unten, wenn nötig, mit abgekürztem Titel und übersetzt eine vollständige Liste der naturgeschichtlichen Arbeiten Spenglers und verweise im weiteren auf das Handbuch der Zoologie von J. van der Hoeven, I. Bd. 1850.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> A. In den Beschäftigungen der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin. Bd. I, 1775: Beschreibungen von Meerasseln (*Oskabjörn* etc.); Beschreibung einer Telline; Beschreibung einer Schnecke aus der Südsee. Bd. II: Über die Molukkische Krabbe (deren Augen); Beschreibung eines kleinen Papiernautilus; Beschreibung einer besonders schönen Korallenmuschel; Conchyliologische Ent-

Es sind mir nachträglich noch einige Briefe und Listen von Naturalien in die Hände gefallen, die Spengler im Verkehr mit dem jüngern Joh. Conrad Amman geschrieben (s. Seite 17). In dem « Extract » des Briefes vom 13. Dezember 1774 ist nur von Naturalientausch die Rede. Spengler hätte gerne eine Art Liliensteine (Encriniten?), wie sie in Württemberg « fallen ». Der zweite Brief, vom 13. September 1779, handelt wieder von Tausch. Spengler hat u. a. einen vortrefflichen Oehninger Fisch und Badener Dendriten erhalten und sendet nun durch einen zu Fuss reisenden Glarner Versteinerungen und recente Conchylien, darunter eine Herkuleskeule; « in der einten (der zwei Röhren), die noch geschlossen ist, liegen die 4 Pholadenartigen Muschelschälchen und klappern, wenn die Wurmröhre gerüttelt wird ». Es ist dies wohl das gleiche Exemplar, das aus der Ammanschen Sammlung noch heute in unserm naturhistorischen Museum aufbewahrt wird. Aus dem dritten Brief, 10. April 1792, erfährt man, dass sich Kinder Spenglers gerade in Basel befinden und in Schaffhausen bei J. C. Amman von Zeit zu Zeit aufs freundlichste aufgenommen waren. Die kleine Muschelsendung ist diesmal einem Schaffhauser anvertraut, dem Nadlergesellen Entlibucher, der gleichfalls zu Fuss nach Hause reist. (Die Sendungen erfolgten indes nicht nur durch solche gelegentliche Boten, sondern auch kistenweise.) Amman hatte eine grosse Defektenliste herausgeschrieben; Spengler ist erstaunt über die vielen Lücken, und meint, es sei bei der grossen Entfernung vom Meer eben schwer, eine Conchyliensammlung anzulegen. Er hat früher auch an den « Fürst und Bischof » in Konstanz Conchylien geliefert, was Amman nicht gern gesehen zu haben scheint. Dieser hat ferner Gemälde angetragen; Spengler kann aber hievon nichts brauchen, da er die ausgezeichnetsten Stücke der genannten Maler (Bränd, Querfort, Schinagel, Juncker und Bourguignon) vor vielen Jahren schon von Wien her bezogen habe. Er kennt auch die Sammlung des Junker Kapitäns Peyer, die er sich aus London nach Kopenhagen hatte kommen lassen. Die dortigen Wouverman und Potter erklärt er für

---

deckungen. Bd. III: Nachricht von einer seltenen Dünnmuschel. Bd. IV, 1779: Von der fünfschaligen Holzpholade; Beschreibung eines seltenen Turbo; Von der grossen maldivischen Cocosnuss (Sechellen-Nuss). — **B.** In den Schriften der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin. Bd. I, 1780: Beschreibung zweier neuen Lepaden etc. Bd. IV: Beschreibung einiger neuentdeckten Muscheln. Bd. V: Beschreibung einer merkwürdigen isländischen Versteinerung. Bd. VI, 1785: Beschreibung der Venus Mercenaria Linnæi. — **C.** Im Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin. II. Bd., 1808: Über die zweischalige Gattung der Herzmuscheln etc. — **D.** Im Naturforscher. 9. Stück, 1776: Von den Conchylien der Südsee. 13. Stück: Nachricht von dem Einwohner der Herkuleskeule und dem Körper, in welchem sich diese Wurmröhre einnistet. 17. Stück, 1782: Beschreibung südländischer Conchylien. — **E.** In danske Vidensk. Selskabs Skrifter. Bd. I: Von einem besonderen Coralproduct; Beschreibung einiger kürzlich aufgefundenen kleinen Schnecken; Beschreibung einiger im Hafensande aufgefundenen Conchylien. Bd. II: Von einem neuen Geschlecht zweischaliger Muscheln; Über die Eigenschaften des Elfenbeins etc. Bd. III: Beschreibung einer sehr seltenen Pholade. Bd. V: Über eine neue Art Krebs, Scyllarus Guineensis; Beschreibung einer seltenen Coralle, Madrepora fimbriata. (Die in den d. Vid. Selsk. Skr. erschienenen Abhandlungen sind zum Teil Übersetzungen aus dem Deutschen.) — **F.** In Naturhistoriske Selskabs Skrifter. Bd. I, 1792: Beschreibung des Linnéischen Geschlechtes Lepas. Bd. II: Anmerkungen über das Linnéische Geschlecht Pholas; Beschreibung von zwei neuen Arten von Lepas. Bd. III: Über die Geschlechter Chæna, Mya und Unio; Neuere Bestimmungen des Geschlechtes Solen. Bd. IV: Beschreibung des Geschlechtes Chiton; Über das zweischalige Conchyliengeschlecht Tellina. Bd. V, 1799: Über das Geschlecht Venus; Über das Geschlecht Mactra. Eine Abhandlung naturphilosophischen Inhalts findet sich in den Vid. Selsk. Skr., Bd. II: Bemerkungen über die verschiedenen Meinungen, wie die mannigfaltigen Geschlechter in die Welt gekommen seien.

geringe Kopien und er hat daraus nur einige Landschaften von Schütz<sup>1)</sup> behalten, die vier Tageszeiten in Ansichten aus der Gegend von Schaffhausen und zwei andere Landschaften von Thun.<sup>2)</sup>

Der Zeitfolge nach hätten vor den zoologischen Arbeiten die Leistungen Spenglers auf elektrischem Gebiete Erwähnung finden müssen. Er scheint sich schon ganz im Beginn seines Kopenhagener Aufenthalts mit Elektrizität beschäftigt zu haben, aber auch schon um 1755 wieder davon zurückgekommen zu sein. Es herrschte damals eine rege Thätigkeit auf diesem Gebiete; die Maschinen wurden verbessert und neue Apparate zugefügt; u. a. von Kleist jenes Geräte erfunden, das unter der unrichtigen Benennung Leydener Flasche bekannt ist. So wurden eine Menge neuer Erfahrungen gesammelt, bald auch Tierversuche angestellt und Heilungen beim Menschen versucht. Spengler wagte sich bald auch auf dieses Gebiet, und nachdem in den Tagesblättern wiederholt von seinen Leistungen die Rede gewesen, liess er eine besondere Schrift darüber erscheinen, die den Titel führt: Briefe welche einige Erfahrungen der electrischen Wirkungen in Krankheiten enthalten; Nebst einer ausführlichen Beschreibung der electricen Maschine von Lorenz Spengler. Copenhagen, bei Rothens Witwe. 1754. Dem kleinen, aber für jene Zeit gar nicht unwichtigen und deshalb auch nachgedruckten Buche sind zwei Kupfertafeln beigegeben, deren erste nach den Zeichnungen Spenglers « die Electricierbank geometrisch entworfen vorstellt », während die zweite den Operationssaal zeigt, in dem gerade ein Kranker nach der starken Methode behandelt wird, und Herren und Damen, von der Neugierde hergetrieben, den Vorgang mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit verfolgen. Im ersten « Briefe » rechtfertigt sich Spengler gegenüber dem Vorwurf, dass er seinem Beruf zu Nachteil soviel Zeit auf eine Sache verwende, von deren Folgen er so wenig Gewissheit habe. Er giebt zu, dass es nicht ohne Unbequemlichkeiten abging; diese wurden aber, sagt er, « durch die über alles Verhoffen erfolgte glückliche Ausfälle, und das darüber empfundene Vergnügen, mir mehr als zu reichlich vergolten. Die erste Veranlassung zu meinen nachherigen Versuchen nahm ich aus der Erzählung von dem Schmid Noques (Nogues), dem der berühmte Herr Professor Chalabert (Jean Jallabert, Physiker in Genf, 1712—1768) durch die Electricität geholfen. Es kam mir eine ähnliche Gelegenheit vor an einem meiner Arbeiter, der eine Lähmung am Arme hatte und bei dreyviertel Jahren alle ihm angerathene Mittel vergeblich gebraucht, die erste Probe zu machen. Er war willig und beherzt; und wie gross war sein Erstaunen und mein Vergnügen, da er den folgenden Tag, nachdem er das erste mal war electricirt worden, die verlorenen Kräfte erneuert sahe, und den vorhin starren Arm, willkürlich, doch nicht ohne Empfindung,

<sup>1)</sup> Der sogen. ältere Schütz, Christian Georg, lebte eine Zeit lang in der Schweiz, auch in Schaffhausen (Füssli, A. K.-L. II., 1551).

<sup>2)</sup> Die hier erwähnten Schriftstücke fand ich auf der Bibliothek unseres naturhistorischen Museums in zwei grossen Einklebebüchern, deren einer den (handschriftlichen) Titel führt: J. Th. Kleinii Ostracologia. Figuras (ex Listero etc.) delineavit Joh. Conr. Amman, Scaphus. Helvet. 1769—71. Diese Bände enthalten ausser den mit Bleistift gezeichneten Abbildungen von Conchylien und einigen herausgeschnittenen Kupfern auch etwas gedruckten und handschriftlichen Text. Ausserdem auf drei Tafeln in gross Quart Abbildungen von Conchylien mit der einzigen Bezeichnung: Planc. (!) I—III. W. A. Müller delin. et sculps. J. C. Amman giebt darüber mit Bleistift folgende Auskunft: Die rareste Conchylien aus Hr. Spenglers Cabinet in Copenhagen; vide Berlinische Sammlung, VI. Bd. p. 669. — Weiteres habe ich hierüber leider nicht mehr in Erfahrung bringen können.

bewegen konnte, und nach einigen wiederholten malen sich im Stande befand, seinen Arm wie vorhin zu gebrauchen. Dieser glückliche Ausfall machte ein grösseres Aufsehen als mir lieb war und zog mir eine unzählige Menge Neugierige und Kranke zu: so, dass ich das ungestüme Eindringen durch eine Wache musste abhalten lassen.» Es folgen dann noch ein paar Krankengeschichten, zunächst die ganz besonderes Aufsehen erregende eines Kopenhagener Geistlichen, den Spengler von einer achtzehnjährigen Taubheit befreite, wie das der Geheilte, um Verdächtigungen entgegenzutreten, in der Berlingischen Kopenhagener Zeitung von 1753 selbst schildert. Die nächstfolgenden Briefe bringen wiederum Krankengeschichten, eine bunte Musterkarte menschlicher Leiden, vor allem Lähmungen, Nervenschmerzen, Gicht, aber auch schwarzen Starr und andere Augenkrankheiten, Frauenkrankheiten, Zahnweh u. drgl., lauter geheilte oder doch gebesserte Fälle, zu denen der Heilkünstler sehr verständige Anmerkungen über die mögliche Dauer der Heilungen und ähnliches vorbringt. Die eine oder andere dieser Geschichten kann einen wohl stutzig machen. Man darf indes dabei nicht vergessen, dass es damals mit der ärztlichen Diagnostik auf manchem Gebiete, z. B. gerade bei Augen- und Ohrenkrankheiten, bedenklich haperte, und dass sich daraus falsche Vorstellungen über Heilbarkeit oder Nichtheilbarkeit mit Notwendigkeit ergaben; dass ferner, wie heute bei den Erfolgen der Elektrotherapie der sogen. Suggestion ein grosser Anteil zufällt, diese Suggestion damals viel energischer wirken musste, wo alles das neu war und wie Wunder erschien, während wir doch heute durch den täglichen Verkehr mit Telegraph und Telephon, mit elektrischem Licht, mit Röntgenstrahlen und elektrischen Bahnen von der vielfachen Leistungsfähigkeit der Elektrizität ganz andere Begriffe haben. Vielleicht kommt aber auch der Methode ein gewisser Anteil an den Erfolgen zu; jedenfalls wäre es ein übel angebrachter Hochmut, wenn wir auf den zwar primitiven, aber sehr gut ausgenützten Apparat verächtlich herabsehen wollten.

Bei Joh. Caspar Füsslin, dem Zeitgenossen Spenglers, wie auch bei Mourier, lesen wir, dass Spengler diese Kuren unentgeltlich vornahm; Spengler selbst macht darüber folgende Andeutung: « Da es niemals meine Absicht gewesen, bei aller meiner Mühe auf Vergeltungen zu sehen, obschon viele wohlhabende Personen mir selbige mit grösstem Vergnügen zu erwidern bereitwillig waren, so hat es mir auch niemand zumuthen können, ausser meinem Hause Personen wegen Krankheiten zu electriciren. Wohl aber bin ich bey solchen Fällen andern mit kleinern Maschinen zur Hand gegangen, die ohne grosse Weitläufigkeit aus einem Zimmer zum andern gebracht werden können. » Wie stark der Zudrang von Kranken und Neugierigen war, hat uns Spengler schon gesagt, und an andern Stellen lesen wir, dass oft der Eintritt und Austritt durch besondere Thüren geschehen musste und dass der geplagte Mann zu gewissen Zeiten « fast jeden Abend über dreissig Personen abfertigen musste ». Die Sache interessierte eben die weitesten Kreise; der Hof und der königliche Leibarzt van Berguer wohnten den Versuchen bei; auch andere Ärzte stellten sich ein, die Spengler mit Maschinen versah. Aber auch die Herren vom Schlage der Diafoirus und Purgon regten sich; es kam allem Anscheine nach zu gesetzlichen Verordnungen über die Anwendung der Elektrizität bei Kranken, worüber sich Spengler im vierten Briefe vernehmen lässt: « Von mir werden Sie keine weitere Versuche der electricischen Wirkungen gewärtigen. Es sind nunmehr solche löbliche Verfügungen zum Behufe der Kranken gemacht worden, dass ich solche, ohne mir etwas vorzuwerfen, von mir

weisen kann und werde.» Das war schliesslich kein Unglück, am wenigsten für Spengler selbst, dessen Zeit durch seine künstlerische und naturforscherliche Thätigkeit reichlich ausgefüllt werden konnte.

Neben dem Verlangen, die Wirkungen der Elektrizität auf den Menschen mit eigenen Augen zu sehen, und sich dabei nützlich zu machen, war es vor allem und zuerst der Reiz, sich durch den Bau einer zweckmässigen Elektrisirbank hervorzuthun, der den geschickten Mechaniker veranlasste, die damals massgebenden Werke von Winkler, Nollet und Jallabert zu studieren. Mit Nollet stand er sogar deshalb in brieflichem Verkehr. Spengler verlangt zunächst von einer Elektrisirmaschine, «dass sie vor sich selbst recht fest stehe, und beim Reiben der Kugel leicht und geschwinde gedreht werden könne, so dass derjenige, der sie drehet und reibet, in die Länge nicht zu sehr ermüde; und endlich, dass sie eine gleiche und keine stossende Bewegung gebe». Den festen Stand erreichte er durch einen schweren, rechteckigen Rahmen von 5 Ellen Länge. An der einen schmalen Seite steht die eigentliche Maschine, an der andern ist das drehbare Ende der langen Tretlatte befestigt, die darum so lang ist, damit sie nötigenfalls von einer zweiten Person getreten werden kann. Die leichte Drehung der Glaskugel bewirkt Spengler durch die ihm von seinen Drehbänken her geläufige Vorrichtung, ein starkes, aus Eichenholz kunstreich zusammengefügtes Schwungrad, das durch die Tretlatte in Bewegung gesetzt wird und die Bewegung mittelst einer Schnur auf eine kleine Rolle überträgt, die an einer der seitlichen Einfassungen der nicht durchgehenden Achse der Kugel befestigt ist. Glaskugeln verwendete er also als geriebene Körper; Scheiben kannte man damals noch nicht und cylindrische Gläser waren in genügender Grösse nicht aufzutreiben, seien ausserdem zum Einfassen nicht geschickt; aber Kugeln von genügender Grösse, bis zu 15 Zoll Durchmesser, erhielt er von den grossen Laternen, die auf dem Schlossplatz standen. Als Reibzeug dienten ihm die Hände des Gehülfen, der zugleich das Schwungrad trat. Er kennt übrigens auch die Reibkissen, zu deren Herstellung er ausführliche Anleitung giebt. Spengler spricht, etwas unzeitgemäss, immer nur von Elektrizität schlechthin und entnimmt sie der Glaskugel; dass ihm sein gut leitendes Reibzeug eine andere Sorte von Elektrizität in den Boden entführt, erwähnt er mit keiner Silbe. Eine Quaste von einigen Rollen feinen Drahtes (unächten Gold- oder Silberlahns) schleift auf der Glaskugel, nimmt die durch Reibung entstehende Elektrizität auf und führt sie mittelst einer Kette dem Teile des Apparates zu, den wir Konduktor nennen. Bei Spengler ist dies eine grosse Eisenstange, die mit seidenen Schnüren an der Decke aufgehängt ist, und zwar so hoch, dass sie die darunter Stehenden in keiner Weise belästigt, mit der Hand aber noch erreicht werden kann. Dieses Geräte, nebst einem Isolierschemel, dem aus einer Harzmischung gegossenen «Wachskuchen», genügt zur schwachen Behandlung, die in dem bekannten Funkenziehen aus dem leidenden Körperteil bestand. Mit Hülfe eines gebogenen Drahtes «lockte» Spengler so z. B. auch bei Zahnschmerzen Funken aus dem hohlen Zahn. Recht furchtlose Kranke verlangten wohl selbst für dieses Leiden die sogen. starke Behandlung, die mit Hülfe einer Art Kleistscher Flasche ausgeführt wurde. Eine weithalsige Flasche war bis zu  $\frac{2}{3}$  mit Wasser gefüllt und stand in einer zinnernen Schüssel, die gleichfalls Wasser enthielt. Ein vom Konduktor herabhängender Messingdraht tauchte in das Wasser der Flasche, ohne das Glas zu berühren, und auf dem Boden der Zinnschüssel lag das eine Ende

einer langen, messingenen Kette, deren anderes Ende vom Kranken in der Hand gehalten oder wohl auch mit den Füßen in Berührung gebracht wurde. Es erfolgten dann während des Drehens der Maschine Entladungen der Flasche, « Erschütterungen », wenn der Kranke selbst den Konduktor berührte, oder, wie gewöhnlich, wenn der Elektrisierende die Berührung vermittelte. Hier stellte sich nun das Bedürfnis heraus, die Stärke der Schläge nach Belieben mässigen zu können. Spengler suchte das zu erreichen, indem er neue Erschütterungen folgen liess, bevor die Flasche wieder vollständig geladen war, und langsamere Ladung erreichte er dadurch, dass sein lebendiges Reibzeug nur noch eine Hand oder gar nur ein paar Finger verwendete. Doch war ihm das nicht genau genug. « Es wäre zu wünschen, dass diesen oder jenen Grad der Erschütterungen abzuwägen, ein Electrometrum ausfindig gemacht wäre, oder noch erfunden werden müsste, so würden sich viele Zweifel entscheiden lassen, wobey man sich jetzo, mit vor- und gegenseitigen Meinungen lange aufhalten könnte. »

Schon vor Jallabert hat, noch als Student, der spätere Kliniker Kratzenstein in Halle die Elektrizität als Heilkraft mit Erfolg versucht und nach diesem haben einzelne Ärzte in Deutschland, Frankreich und England das neue Heilmittel angewandt; aber offenbar hat keiner dieser Pfadfinder auch nur von ferne den Erfolg gehabt wie Spengler. Die damalige Wissenschaft hat auch die Erfolge anerkannt; eine unter den Auspizien von Professor Krüger geschriebene Kopenhagener Doktor-Dissertation beleuchtet die Spenglersche Thätigkeit; Joh. Friedr. Hartmann (die angewandte Elektrizität etc. 1770) giebt die Spenglerschen Krankengeschichten pünktlich wieder; der Bieler Gelehrte Rod. de Valltravers verkündigt sein Lob in der Schweiz und anderwärts<sup>1)</sup>, die physikalische (naturforschende) Gesellschaft in Zürich, wie die kaiserl. Leopoldinische Akademie nehmen ihn gerade dieser Leistungen wegen als Mitglied auf. Zu den grossen Erfolgen Spenglers half vielleicht einigermaßen mit, dass er Laie war; das heilbedürftige Publikum schenkt ja in gewissen Dingen gerade jenen Personen sein vollstes Zutrauen, von denen es bei einiger Überlegung annehmen müsste, dass sie nichts verstehen. Aber bei Spengler war die Sachlage denn doch noch eine ganz andere. Die Ärzte jener Zeit waren in der Anwendung des neuen Mittels anfänglich so unerfahrene und unbeholfene Neulinge, wie irgend ein Laie, und Spengler hatte dadurch einen bedeutenden Vorsprung, dass er im Gebrauch seiner Maschine geübt, in technischen Dingen überhaupt geschickt und findig war. Da es ihm zudem an gesundem Urtheil, an Klugheit, an Ausdauer und Wohlwollen nicht fehlte, so werden wir wohl annehmen dürfen, dass der Erfolg ein wohlverdienter war. Die Geschichte der Elektrotherapie hätte unsern Spengler nicht vergessen sollen.

Und noch auf eine Art griff Spengler in das Gebiet der Medizin über. « Er hatte, sagt Mourier, ein eigenes Geschick, die Kieferknochen zu bearbeiten und künstliche Zähne einzusetzen, die er aus den härtesten beinartigen Substanzen verfertigte, gewöhnlich aus Narwal. Diese Art von bescheiden einträglichen Arbeiten beschäftigte ihn noch im hohen Alter. Zu einer Zeit, da diese Kunst noch wenig bekannt und gleichsam ein Geheimnis war, hat er damit manchen Personen beiderlei Geschlechts

---

<sup>1)</sup> Im Journal helvétique 1753 und noch einmal in einem Briefe an Haller vom 11. März 1763, durch R. Wolf zum Abdruck gebracht in den Berner Mittheilungen 1847.

genützt und Freude gemacht. Da war nun der geschickte Elfenbeinarbeiter in seinem Elemente, der sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus machen musste, die Natur recht täuschend nachzubilden.»

Hier muss auch noch eine kleine Schrift Spenglers Erwähnung finden, die ebenfalls seinem gemeinnützigen Sinne und seiner Freude an der Lösung technischer Aufgaben entsprungen ist: Practische Anzeige wie die bishero insgemein gebräuchliche eisernen Stubenöfen mit wenigen Kosten zu einem weit nützlicheren Gebrauch einzurichten wären. Kopenhagen, 1759. (Mit einer Kupfertafel.) Spengler macht in der auch ins Dänische übersetzten Schrift aufmerksam auf den unsinnigen Holzverbrauch, auf die grossen Summen Geldes, die im Lande bleiben könnten, wenn in jedem Hause für Holzersparnis gesorgt würde, und es klingt uns wie eine Klage unserer Hausfrauen in die Ohren, wenn er sagt: « Die Dienstboten gehen ja durchgehends mit dem Holz um, als wenn es kaum das Fuhrlohn kostete. » Das Holz musste meist von auswärts bezogen werden, und Spengler glaubt deshalb, es liesse sich rechtfertigen, wenn da, wo das Land weder zu Äckern noch zu Wiesen verwendet werden könne, Wälder angelegt würden. Im übrigen besteht sein Vorschlag zur Verbesserung der Öfen darin, dass er einen hohen Aufsatz anbringt, in dem die erhitzte Luft hin und her streicht und einen langen Weg zurück legen muss, sodass möglichst viel Wärme unten bleibt und möglichst wenig durch den Schlot entweicht.

\* \* \*

Lorenz Spengler hat als Kunstdrechsler Vortreffliches geleistet und seinen Lehrmeister wie andere berühmte Vorgänger weit überholt, weil er nicht in den Tüfteleien der Technik stecken geblieben, sondern im Kunsthandwerk die Kunst vorangestellt hat. Auch haben die Leistungen des Kunstdrechslers und des so vielseitig unterrichteten Kunstkammer-Verwalters bei seinen Zeitgenossen und besonders in seiner neuen Heimat die vollste Anerkennung gefunden. Als Naturforscher aber, als sammelnder, forschender und litterarisch thätiger Conchyliologe, hat er sich einen europäischen Namen erworben. So durfte ihn Antistes Oschwald mit Recht nennen einen hochberühmten, durch mancherlei Kenntnisse ausgezeichneten Mann, eine Zierde seiner Vaterstadt.



